Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — Marburg i. H., den 29. April — 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Von der Fürbitte — Unsre gemeinsame christliche Aufgabe dem modernen Bewußtsein gegenüber. Erste Hälfte — Katholizismus und Protestantismus (Sell) — Ein staatlicher Versuch zur Ausrottung der Streike — Der Sieg der Wahrheit — Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten. Achtes Stück — Verschiedenes: Geschichte der Indischen Literatur (Winternitz); Die Religion der Batak (J Warneck); Wider die Himmelsbriefe (Kirchner); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Von der Fürbitte

Jesus sprach: Simon, Simon, siehe der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten, wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Luk. 22, 31f.

Wer jetzt ins Freie wandert, spürt den Frühlingswind, wie er wohlig das Haupt umweht. Aber wir wissen, es kommt noch anders, Stürme werden durch die Bäume brausend die dürren Aeste niederbrechen, Regenschauer werden die Sträucher peitschen, — da wird herabgerissen, was dürr und morsch geworden und dem neuen zum Leben verholfen. Baum und Strauch müssen ihre Probe bestehen. Dann kommt die Sonne und macht, daß die Knospen aufbrechen. Doch bei vielen lockt sie vergebens, dort, wo Frost und Schneelast das Leben im Keime erstickte. Wieder wird die Probe gemacht, was reif zum Leben und was dem Tod verfallen. So sichtet der Frühling in der Natur, wie der Wind Weizen und Spreu.

Im Menschenleben sind die Versuchungen solche Sichtungen. Jede Versuchung ist eine Kraftprobe und jede Probe zeigt unsere Fähigkeit, kehrt das Innere ans Licht des Tages. Das Leben mit seiner Arbeit, Not und Leid ist der beste Prüfstein. In Natur- und Geisteswelt waltet dies eiserne Gesetz und läßt das Starke und Gesunde zum Leben reifen, das Schwache und Kranke dem Tod verfallen.

Aber mitten hinein in dies unerbittliche Geschehen ist Einer getreten, über den das wundervolle Wort gesprochen ist: Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Docht wird er nicht gar auslöschen.

Manches geknickte Zweiglein am Baum wäre noch zu retten gewesen, wenn einer es mit liebender Hand aufgebunden hätte, mancher zarte Sproß wäre zur Entfaltung gekommen, wenn einer mit liebender Hand die wilden Triebe beschnitten und den Sonnenstrahlen den Weg gebahnt hätte.

„Ich habe für dich gebeten!“ o wunderbare Kraft der liebenden Fürbitte: den Andern, den man lieb hat, nicht loszulassen in seinen Gedanken, in seiner Seele, in seinem Gemüt. Fürbitten sind die unsichtbaren Arme, die uns halten im Wogengebraus des Lebens. Monika konnte ihren Sohn Augustin nicht bewahren, in Sünde und Schuld zu fallen, Jesus nicht den Petrus vor der bösen Stunde im Palasthof, — aber daß sie nicht untersanken im Schmutz der Sünde: dafür waren fürbittend unsichtbare Arme ausgebreitet. Wir Menschen können uns den mahnenden, strafenden, liebenden Worten der Andern entziehen, alles in den Wind schlagen, aber dem stillen Einfluß steten Gedenkens und Bittens entzieht sich Niemand. Der Geist ist unbeschränkt und nicht gebunden an einen Ort. Was Anderes hat den verlorenen Sohn gerettet als der Geist des frommen Vaterhauses, dem er sich auch in der Ferne nicht für die Dauer entziehen konnte. Wir haben in den letzten Wochen wieder viel tausend junge Mädchen und Knaben ins Leben, in die Ferne ziehen lassen; ihrer werden so viele nicht verloren gehen, als die Kraft gemeinsamer Fürbitte sie begleitet! In tragender Geduld warten können, den Menschen, die sich unserer Einwirkung entziehen wollen, in Gedanken nachgehen, sie mit der Seele festhalten und an sie glauben: das heißt unsichtbare Arme ausbreiten, die nicht sinken lassen, was fallen will oder einmal gefallen ist.

H P

Unsere gemeinsame christliche Aufgabe dem modernen Bewußtsein gegenüber

1

Die erste „gemeinsame christliche“ Aufgabe dem modernen Bewußtsein gegenüber ist die, es zu verstehen. Das ist nur die Anwendung der allgemeinen Christenpflicht „alles zu prüfen“. Sie ist aber dem modernen Bewußtsein gegenüber nicht leicht zu erfüllen, fordert vielmehr volle hingebende Gewissenhaftigkeit. Es könnte zwar einem der eigenen Ueberzeugung sicheren Christen naheliegen, sich dieser Aufgabe zu entziehen, mit dem Hinweis darauf, daß das moderne Bewußtsein eine allzu unbestimmte, mithin unfaßbare Größe sei. Das wäre doch nur eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Ein unterschätzter Gegner ist ein siegreicher Gegner.

In der Tat freilich ist es nicht leicht, die entscheidenden Züge des modernen Bewußtseins in der Kürze zusammenzustellen. Als an der Wende des Jahrhunderts angesehene Zeitungen Umfrage bei bedeutenden Zeitgenossen hielten, was ihnen am deutlichsten seine Signatur auszudrücken scheine, lauteten die Antworten seltsam mannigfaltig. Man nannte Wundbehandlung, Elektrizität, Herrschaft des Kausalgesetzes; man rühmte Sozialismus, Frauenbewegung, höchstgesteigerten Individualismus; man sprach von Reizsamkeit, Wirklichkeitssinn, Skeptizismus, Weltanschauungslosigkeit und Aufbauschung jeder Lieblingsmeinung, z. B. Vegetarianismus oder Abstinenz, zur Weltanschauung. In diesem Blütenstrauß ist besonders beachtenswert, wie viel Gegensätze hier friedlich nebeneinander genannt sind. Und wirklich, der Sozialismus eines Marx ist so gut wie der Individualismus eines Nietzsche „modern“. Daraus erklärt sich jener gerade in christlichen Kreisen vorhandene Eindruck, das moderne Bewußtsein sei schon wegen seiner eigenen Verworrenheit kein gefährlicher Feind; in sich selbst voll unausgleichbarer Widersprüche, sei es einig nur eben im Gegensatz zum christlichen Glauben, damit aber beweise es seine innere Haltlosigkeit. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Gesamturteil, das einer der besten Kenner des modernen Bewußtseins ausspricht. „Ueberschäumendes Verlangen nach Originalität, Kraftentfaltung und Freiheit; Anspruch auf ein großes, reiches Glück. Daneben Ekel am Alltagsleben und an

der landläufigen Kultur; sentimentaler Jammer über die mechanische Bedingtheit des geistigen Lebens, sensible Empfänglichkeit gegen jeden äußeren Druck, zersetzende Selbstbeobachtung, Verlorengeben der Gegenwart, phantastische Erwartung eines Neuen, Hinundhergeworfenwerden zwischen wechselnden Motiven. Eine trotzige Angst, sich durch Anerkennung irgendwelcher Weltanschauung, sittliche Maximen, Pflicht binden zu lassen." Es wird dann gezeigt, wie der eigentliche Heimatboden dieser widerspruchsvollen Stimmung die Großstadt ist, in der man seine Vergangenheit abschütteln kann, in der „Geschäft" und „Glück" völlig auseinandertreten, in der Aufregung Abspannung ruft und Abspannung in neue unnatürliche Aufregung stürzt, oft in müdem Weltschmerz endend, nicht selten in Theosophie und Spiritismus einen religiösen Schein borgend.

Allein solche Schilderungen, wie viel Wahres sie auch enthalten, verdecken doch leicht die Hauptsache. Nur die Geschichte kann die Gegenwart wirklich verständlich machen, das was für uns modernes Bewußtsein ist.

Denn jede Zeit kam sich selbst im Vergleich mit der vorhergehenden als die neue vor, und auch das Wort „modern" kehrt immer wieder. Zum Beispiel hieß sich die Theologie, in der Luther aufwuchs, moderne Theologie, und erst jüngst ist nachgewiesen worden, wie bedeutenden Einfluß sie auf ihn hatte. Aber es wäre doch ein Irrtum, wollte man sich nicht eingestehen, daß für unser Zeitalter das Wort eine tiefere Bedeutung gewonnen hat als je zuvor, außer etwa für das der Aufklärung, in dem gerade wir einen der Hauptquellflüsse zu sehen haben, die sich in das Stimmungsmeer ergossen, welches wir unser „modernes Bewußtsein" mit der eigentümlichen Betonung des Wortes heißen. Nicht um diese und jene Neuerung im einzelnen handelt es sich, wie also damals in Luthers Jugend um eine andere Methode des theologischen Betriebs, der doch, jedenfalls seiner nächsten Absicht nach, das große Gebäude kirchlicher Wahrheit unangetastet ließ, sondern um eine Veränderung der ganzen Weltanschauung. Und dies, wie ein Lieblingswort des modernen Menschen sagt, nicht notwendig, nicht überall in der Form klarer Erkenntnis, sondern weithin einer vielleicht recht unbestimmten „Stimmung", die aber eben darin bestimmt ist, daß sie sich als moderne von jeder früheren im unmittelbaren Gefühl unterscheidet und darüber hinausgehoben weiß, sei es mit Stolz, sei es zugleich nicht ohne Schmerz. Keineswegs, als ob diese Stimmung notwendig unchristlich oder gar widerchristlich sein müßte, wie oft das tatsächlich der Fall sein mag. Aber darin liegt das Eigenartige, das Neue, das Moderne, daß das Christentum nicht von vornherein als einzig ernsthaft in Betracht kommende Wahrheit angesehen wird. Das aber war zuvor der Fall gewesen. Die Kirche galt als die anerkannte Autorität. Einst im Mittelalter die römische Kirche, in ihrer hierarchischen Verfassung die unfehlbare Bürgin aller Wahrheit, die Spenderin alles Heils durch die Sakramente, die Lenkerin des Lebens für den Einzelnen und die Völker mit Beichtstuhl und Interdikt. Aber auch die evangelischen Kirchen übten, im Bunde mit dem Staat, eine ähnliche Herrschaft über die Geister. Ist es doch nicht allzulange her, daß in Württemberg nicht nur die Theologen, sondern auch die Juristen sich auf die letzte, am meisten in alles Einzelne eingehende unserer Bekenntnisschriften, die Konkordienformel, verpflichten mußten. Und der Pietismus hat nicht überall so bald wie in Württenberg durch das Bilfingersche Reskript Bewegungsfreiheit gewonnen, ehe das Ende der äußern Kirchenherrschaft sie mit sich brachte. Die Aufklärung selbst aber wurde abgelöst von jener unendlich tiefern Geistesströmung am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, die durch die Namen unserer Klassiker in Poesie, Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft bezeichnet ist. Dies also der eine Hauptstrom des modernen Bewußtseins.

Ihm geht zur Seite, durch tausend Kanäle verbunden, der Strom der neuen Naturerkenntnis und Naturbeherrschung. Wie die Quellen des ersten, des geistigen Stroms am Ausgang des Mittelalters liegen, so die Quellen dieses zweiten, des realistischen, beide Worte im allgemeinsten Sinn verstanden. Die Entdeckungen und Erfindungen gestalteten das äußere Weltbild völlig neu, unaufhaltsam, unbegrenzt. Und auch dieser zweite Hauptstrom schwillt am Ende des 18. Jahrhunderts und dann seit den dreißiger Jahren des 19. gewaltig an. Dampfmaschine, Elektrizität — die schnell gesprochenen Worte sind Welten. Die wirtschaftliche Ordnung wird eine andere durch die Maschine. Die ungeheuren politischen Umwälzungen kommen dazu, der Abbruch einer langen Geschichte in der französischen Revolution, der Neubau in der neuen Welt der Vereinigten Staaten ohne Geschichte und Ueberlieferung. Dazu die nationale Einigung Italiens, Deutschlands. So wird die ganze menschliche Gesellschaft in ihren Gründen aufgewühlt, eine neue, eine moderne bildet sich, das Wort so umfassend. so tief verstanden wie nie zuvor. Und zwar drängen sich die Ereignisse in beispielloser Hast. Der Pulsschlag der Menschheit ist ein anderer geworden. Wir sind überrascht von ungezählten Problemen. Kaum beginnt man eines zu lösen, so drängt ein zweites, drittes, ungezählte nach. Man bedenke, daß die jetzt in der Mannesreife stehende Generation das Jahr 1870 nicht mehr erlebt hat.

Theodor Häring

Katholizismus und Protestantismus

Katholische Schriftsteller klagen darüber, daß die Protestanten sich nicht die Mühe nehmen, den Katholizismus verstehen zu lernen, und daß es für sie unmöglich ist, bei Beurteilung der gegnerischen Konfession ihre Vorurteile abzulegen. Ich leugne nicht, daß es uns mitunter nicht der Mühe wert erscheint, Aeußerungen der katholischen Frömmigkeit zu begreifen und daß uns Manches wertlos und nutzlos vorkommt, woran dem Katholiken das Herz hängt. Aber an Versuchen, das innerste Wesen des Katholizismus ohne Voreingenommenheit zu erfassen und zu beschreiben, wie man eine Landschaft oder ein Gebirge zeichnet und beschreibt, fehlt es doch bei uns keineswegs, und, wenn ich nicht irre, sind es namentlich protestantische Historiker, die sich dieser Aufgabe unterzogen haben. Indem sie die Geschichte befragen, glauben sie am besten ein wahres Bild gewinnen zu können, auf das die Leidenschaften des Tages nicht ihre dunklen Schatten werfen. Von einem protestantischen Kirchenhistoriker entworfen und durchaus historisch orientiert ist auch der jüngste Versuch,*) das Wesen des Katholizismus und seine Wirkungen auf das geistige Leben der Menschheit auch der Gegenwart zu erfassen und durch Vergleich mit dem Protestantismus, dessen Wesen in gleich eingehender Weise dargelegt wird, ein gerechtes Urteil über das zu ermöglichen, was die beiden großen Konfessionen für die moderne Welt geleistet haben und für ihr inneres und äußeres Leben bedeuten. Die Absicht, Polemik zu treiben, liegt dem Verfasser völlig fern, ebenso wie die, den Protestantismus etwa als Heilmittel für alle Schäden der Gegenwart und der Zukunft anpreisen zu wollen.

Einen Aufriß des im ersten Kapitel gegebenen geschichtlichen Ueberblicks wird man nicht verlangen; daß er nur 85 Seiten umfaßt**) zeigt, daß nur das Wichtigste, die leitenden Grundgedanken, die Ideale, die die Kirchen zu verwirklichen gesucht haben, mitgeteilt sind. Der leitende Gedanke ist die Anschauung des Verfassers, daß die beiden Konfessionen der Art nach verschiedene Religionsindividualitäten sind, von denen jede in sich den ganzen Umfang der Merkmale, an denen man die christliche Religion erkennt, in eigentümlicher Weise ausprägt und darstellt (S. 290 f.). Darum mußte auch das ursprüngliche Christentum gekennzeichnet werden, damit man den Abstand des späteren richtig abschätzen könne. Denn von der Vorstellung, daß die Konfessionen ihr getreues Bild im Urchristentum wiederfinden könnten, hat uns die fortschreitende geschichtliche Forschung gelöst. Sie haben ihre Wurzel dort. Auf möglichst einfache Weise wird das Prinzip des Christentums bestimmt:

*) Karl Sell, Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. Leipzig, Quelle und Meyer 1908. 327 S. 4,40 gebunden 4,80 Mk. Das Buch ist reich an feinen und auch originalen Beobachtungen.

**) Zur Ergänzung dienen die rein geschichtlichen Partieen der übrigen Kapitel.

es ist die Verbindung der jeder menschlichen Religion charakteristischen Züge mit den von der Person und dem Evangelium Jesu herstammenden, die Verbindung der Forderung und Verwirklichung von Heiligkeit und Seligkeit mit der der Menschenliebe, die er in seiner Person verkörperte. Der Gedanke der Humanität liegt hier vor noch wie ein Samenkorn, aber in dieser Idee liegt die Wurzel einer fundamental neuen Weltanschauung. Auf den Boden des Imperium Romanum übertragen und emporgehoben von den dort vorhandenen verwandten Strömungen entsteht (die Kirche) das „Katholische“ und:

was ist das anders, als in unendlich erhöhter, vertiefter und verklärter Gestalt die Erfüllung des höchsten Zieles, das sich auch das römische Reich in weltbürgerlicher Absicht gesteckt hatte, die ganze zivilisierte Menschheit unter einem Bürgerrecht zur höchsten Kulturleistung unter einem priesterlichen König, dem Kaisergott und Pontifex maximus, zu einigen?

Ich führe diesen Satz (S. 21) an, um zu zeigen, wie Sell die geschichtlichen Zusammenhänge voll zu erfassen bestrebt ist. Das sieht man auch an der Charakterisierung des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte. Noch Einiges sei angeführt, möglichst mit den Worten des Verfassers, um einen Begriff von der Treffsicherheit seiner Sprache zu geben. Seit den Kreuzzügen erst bildet die geistliche, die kirchliche Idee die Signatur der mittelalterlichen Kultur. Die Einheit der mittelalterlichen Kirche wird gebrochen durch die Reformation: das Prinzip des Protestantismus ist im Grunde die Person Martin Luthers. An die Stelle der alleinseligmachenden Kirche tritt der alleinseligmachende Glaube mit seinen Werken in Beruf, Hausstand, Volk und Staat. Der Katholizismus ging neu gefestigt aus den Stürmen hervor. Große Sorgfalt hat Sell der Charakterisierung der Aufklärung und ihrer Bedeutung für die Konfessionen zugewendet. Der Gedanke, daß die Aufklärung lediglich als eine Folgeerscheinung des Protestantismus aufzufassen sei, wird abgelehnt. Denn:

Der Protestantismus kann richtig verstanden werden nur als ein religiöses Prinzip. Alle seine Wirkungen auf Politik und Kultur sind Nebenwirkungen. Die Aufklärung aber ist ein rein rationales Prinzip. Alle ihre aus der Vernünftigkeit folgenden Wirkungen sind beabsichtigt. (S. 57)

Sehr reich ist die Schilderung des neunzehnten Jahrhunderts. Uns interessiert nicht sowohl das Einzelne, sondern das Resultat, das durch die geschichtliche Betrachtung erreicht wird, von dem Verfasser in die Sätze zusammengefaßt:

Der Protestantismus erstrebt persönliches Christentum. Der Katholizismus erstrebt Selbstverwirklichung der Kirche. (S. 85)

Aber Sell hat seinen Ueberblick nicht bloß darauf angelegt, die Verschiedenheit der Konfessionen hervortreten zu lassen: wie er scharf auf das Gemeinsame hinweist, was die verschiedenen protestantischen Denominationen und Richtungen trotz aller gegenseitigen Bekämpfung verbindet, so zeigt er, daß auch zwischen Katholizismus und Protestantismus ein gemeinsamer Boden religiöser Ueberzeugung vorhanden ist.

Nachdem so im geschichtlichen Ueberblick der prinzipielle Gegensatz herausgearbeitet worden ist, hat es das zweite Kapitel mit der „Religion“ in beiden Konfessionen zu tun. Wir glaubten früher, sie zur Genüge charakterisieren zu können, wenn wir die beiderseitige Dogmatik darlegten und die verschiedenen Systeme mit einander verglichen. Dabei wurde die Frage wenig oder gar nicht berührt, was denn das Herzstück jeder der beiden Konfessionen sei. Wenn wir ihr Wesen erfassen wollen, stellen wir jetzt immer diese Frage voran. Darum verzichtet Sell auch darauf, die Dogmen darzulegen: es wird die Frömmigkeit nebst ihren sittlichen Wirkungen nach ihren Prinzipien untersucht und charakterisiert. Naturgemäß muß im Katholizismus die Kirche im Mittelpunkt stehen; bei dem Protestantismus der Glaube. Um diese Zentren werden alle weiteren Aussagen gruppiert, alle Aeußerungen von ihnen abgeleitet oder mit ihnen in Beziehung gesetzt. Die Schilderung ist reich mit Details ausgestattet, aber auf das Wichtigste und Charakteristische beschränkt. Der Hinweis verdient angemerkt zu werden, daß die beiden Konfessionen gemeinsamen Dogmen wohl gemeinsamen Wortlaut, aber verschiedenen Sinn haben; daß der Ausdruck „Rechtfertigung aus dem Glauben“ als schillernd und ungenau bezeichnet wird; daß es nicht angeht, den kritischen „modernen“ Protestantismus von dem religiösen Protestantismus auszuschließen. Bei der Vergleichung beider Konfessionen wird der religiöse Unterschied zwischen ihnen als der des Glaubenssystems gegenüber dem sakramentalen System bezeichnet. Weiter wird die Verschiedenheit der Gottesanschauung und im Anschluß daran die des Kultus dargelegt. In diesem Kapitel finden sich viele unsere Erkenntnis wirklich fördernde Bemerkungen. Dahin rechne ich vor Allem, daß die Verschiedenheit des Gottesbegriffs in beiden Konfessionen wenigstens angedeutet wird. Man ersieht es am besten aus der Bemerkung, daß im Katholizismus die Kirche Gottes Inkarnation ist. Ich halte derartige Beobachtungen für die wichtigsten. Die Unterschiede der Religionen, auch der Konfessionen, liegen im Grunde stets im Gottesbegriff; und darum hätte ich gewünscht, es wäre nachdrücklicher darauf hingewiesen worden, daß mit der Geistigkeit Gottes, überhaupt mit der Geistigkeit der Religion im Protestantismus doch ganz anders Ernst gemacht ist, als im Katholizismus. Hat man denn irgendwie ein Recht, die Materialisierung und Mechanisierung der Religion im Katholizismus nur als böse Triebe zu bezeichnen, die mit der Wurzel in keinem Zusammenhang stehen?

Besonderes Interesse wird, da das Buch für einen größeren Leserkreis berechnet ist, das folgende Kapitel über das Verhalten der beiden Konfessionen zur Politik beanspruchen. Mit Recht macht Sell darauf aufmerksam, daß die Lösung der Frage nach der rechten Grenze von Religion und Politik kompliziert ist, daß aber die Lösung, wie sie der kuriale Katholizismus gefunden hat, für das moderne Bewußtsein schlechterdings unannehmbar ist. Man sieht schon daraus, daß er den kurialen Katholizismus nicht mit dem Katholizismus identifiziert. In der Tat werden als die zwei Seelen, die im Leibe der geschichtlichen römischen Kirche hausen, der kuriale und der religiöse Katholizismus unterschieden. Die mächtigere Seele ist aber der religiöse; er ist die zusammenhaltende Kraft des Ganzen, und er hat die Probe eines fruchtbaren Zusammenseins mit dem modernen Geiste bereits bestanden. Weit weniger als der Katholizismus hat es die Religion des Protestantismus mit der Politik zu tun. Für den modernen Staatsgedanken hat er zunächst nur eine negative Bedeutung gehabt, indem er alle seitherigen katholischen Begriffe aus der Politik entfernte; aber er hat indirekt bildend und umbildend auf das Staatswesen eingewirkt durch seinen sittlichen Geist und seine Ethik. Die besseren Bürgschaften für die Staatstreue bietet der Protestantismus, wegen seiner religiösen Friedfertigkeit, seiner religiösen Toleranz. Er hat sich überall als ein stärkeres Bollwerk gegen revolutionäre Bewegungen erwiesen, als der Katholizismus. Sehr instruktiv scheinen mir die Ausführungen über die Stellung der Konfessionen zur sozialen Frage zu sein. Es wird hervorgehoben, daß der Katholizismus dem Protestantismus hier zunächst überlegen ist; aber doch nur scheinbar; denn es zeigt sich die Stärke des Protestantismus gerade darin, daß er durch politische Einwirkung auf die Gesetzgebung, durch erzieherische Einwirkung auf die Arbeiterwelt seine Aufgabe zu erfüllen sucht; die soziale Frage nicht als Machtfrage, sondern als sittliche Frage betrachtet. Das Fazit dieses Kapitels fällt durchweg zugunsten des Protestantismus aus:

Die Hauptsache, daß durch die Erfüllung aller sittlichen Pflichten als göttlicher Gebote die Welt allmählich zum Reiche Gottes werde, wird (im Protestantismus) sicherer erkannt. (S. 231)

Das vierte Kapitel ist dem Verhältnis der beiden Konfessionen zur Kultur gewidmet, auch diese Untersuchung sehr zeitgemäß, da ja vor nicht gar zu langer Zeit dem Protestantismus von katholischer Seite fast alle Bedeutung für die moderne Kultur abgesprochen worden ist. Es war unvermeidlich, hier auch auf das Wesen und die Entstehung der modernen Kultur einzugehen. Keine der beiden Konfessionen kann als ihre eigentliche Mutter gelten, obgleich beide an ihrer Entstehung (in ungleichem Maße) mitgearbeitet haben:

In erster Linie ist unsere Kultur eine Folge der Geistesbewegung der Renaissance, die das gesamte Leben mit Bewußtsein von der Basis des Kirchentums hinweg auf die Basis des Menschentums stellte, und

die im Glauben an die Zuverlässigkeit unserer Sinne wie unserer Vernunft die Welt als ein Ganzes, wenn auch nicht zu erklären, so doch zu begreifen unternahm, die Welt, wie sie wirklich ist, und nicht die Welt, die der kirchliche Glaube als die eigentlich reale Welt im Zwielicht dogmatischer Sätze über der vorhandenen Wirklichkeit schwebend vorstellte. (S. 234)

Kunst und Literatur sind von der Konfession unabhängig geworden. Die Entfaltung der Kultur steht in innerer Analogie zum Protestantismus; aber dessen einfache Wirkung ist sie ebensowenig, wie die moderne wissenschaftliche Weltanschauung. Man kann Kant den Philosophen des Protestantismus nennen, insofern hier eine philosophische Weltanschauung dem religiösen Grundgedanken des Protestantismus sekundierend zur Seite tritt. Aber auch jeder nicht kuriale Katholizismus hat sich auf der von Kant eröffneten Bahn bewegt. Wieder ist es der kuriale Katholizismus, der sich der modernen Kultur mit Bewußtsein verschließt und sie nach seinem Willen zu gestalten bestrebt ist. Gegen eine „katholische" Wissenschaft hat der Verfasser an sich nichts einzuwenden; aber die Bedingung ist, daß damit nicht der Freiheit der Forschung und Lehre zu nahe getreten werde. Man erfährt nicht so sehr viel über das, was die beiden Konfessionen der Kultur geleistet haben. Der Verfasser hütet sich auch eine „Kulturbilanz" aufzustellen, weil er diese für beinahe unmöglich hält. Er macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die die Beantwortung der Fragen drücken: Was hat jede der beiden Konfessionen geleistet? Hat der Protestantismus mehr geleistet als der Katholizismus? Ja auch die jetzige Ueberlegenheit der germanischen (protestantischen) Nationen möchte er mehr von der Eigentümlichkeit der germanischen Rasse herleiten. „Das Maß der sogenannten Kulturleistungen entscheidet auch nicht eigentlich über den Wert einer Religion." (S. 275).

Offenbar ist der Verfasser in seinem allzu günstigen Urteil über das Verhällnis des Katholizismus zur Kultur irre geworden durch die päpstliche Enzyklika über die Lehren der Modernisten vom 8. September 1907; denn er konstatiert in einem Nachtrage, das, was die Enzyklika Quanta cura zusammen mit dem älteren Syllabus für das politische System des Kurialismus bedeute, bedeute die neue Enzyklika für sein theologisch-philosophisches System, nämlich seine Unvereinbarkeit mit jeder selbständigen, die Grundsätze der modernen Kultur innehaltenden wissenschaftlichen Forschung. Mit einem Worte: die Brücke zwischen Katholizismus und moderner Kultur soll abgebrochen sein.

In einer Schlußbetrachtung wird die religiöse Art beider Konfessionen zusammenfassend charakterisiert, ihre Seele. Die tiefste, die eigentliche Kraft des Katholizismus besteht in der einheitlichen Stimmung eines großartigen Lebensgefühles, das die Kirche von sich selber hat und das sie ihren Gliedern mitzuteilen weiß. Der Protestantismus erscheint ärmer, auch wo er tiefer ist, farbloser, auch wo er innerlicher ist. In allem verschieden von dem Katholizismus, von dem er ausgegangen ist, hat doch erst er die Person Christi in ihrer ganzen menschlich geschichtlichen Bedeutsamkeit und die absolute Höhe der sittlichen Eigenschaften der Gottheit erkannt, hat er die religiös-sittlichen Aufgaben des einzelnen Christenmenschen und der Christenheit am höchsten ergriffen und befindet sich in einem weitgehenden Einklang mit dem, was man die Ziele der modernen Menschheitsentwicklung nennen kann. Das Buch schließt mit dem Hinweis auf die ungeheure Aufgabe, welche dem Christentum in unserer Zeit erwachsen ist: die geistigen, sittlichen und sozialen Errungenschaften, welche nur von ihm her der seitherigen Welt zugewachsen sind, auch in der ostasiatischen Welt zu verbreiten.

Sieht man an diesem Aufriß nicht deutlich, daß dem Verfasser der Gerechtigkeitssinn und die Bescheidenheit des Protestanten die Feder führt? Er will dem Protestantismus unter keinen Umständen ein Verdienst zuschreiben, das sich nicht exakt beweisen läßt; und wo es zweifelhaft erscheint, ob es ihm gebühre, auch dort, wo unsere geschichtlichen Forschungen noch nicht zu einer unzweifelhaft klaren Antwort geführt haben, ist er eher geneigt, es ihm abzusprechen, allerdings nicht immer zugunsten des Katholizismus.

Sein Streben, den Katholizismus richtig zu verstehen, geht so weit, daß er sogar auf das psychologische Motiv der Inquisition aufmerksam machen zu müssen glaubt (S. 151), daß er für eine Würdigung des Kurialstils plädiert (S. 181). Ich tadle den Verfasser deswegen nicht; denn all das ist ein Zeichen der unbedingten Wahrhaftigkeit, die die Stärke des Protestantismus ist und von der auch Sell in so schönen Worten geredet hat. (S. 268 ff). Ich freue mich nur darauf, bald bei katholischen Autoren den Satz anzutreffen: „Selbst der protestantische Kirchenhistoriker Sell muß zugestehen, daß . . . und daß . . . ."

Ich möchte nur ein paar Fragen aufwerfen, die sich mir bei der Lektüre des Buches immer wieder gestellt haben. Für Sells Ausführungen ist die Unterscheidung eines kurialen und eines religiösen Katholizismus grundlegend. Sind wir irgendwie noch berechtigt, diesen Unterschied zu machen? Es tut nichts zur Sache, daß Katholiken uns schon oft gesagt haben, wir seien es nicht. Entscheidend ist, daß wir uns jeden Tag aufs neue davon überzeugen müssen, daß der religiöse Katholizismus durch tausend Bande organisch mit dem kurialen Katholizismus verbunden ist. Er kann und will sich nicht los machen; er würde aufhören Katholizismus zu sein, wenn er es täte; er denkt ja gar nicht daran; er kann wohl schreien, wenn ihm der Druck etwas hart erscheint; aber er läßt sich die Bevormundung durch den kurialen Katholizismus gefallen; ja mir will scheinen, daß er ohne diese Bevormundung gar nicht existieren kann. Man sagt, die Herrschaft des kurialen Katholizismus ginge vorüber; er werde über kurz oder lang freiwillig oder unfreiwillig zurücktreten und einem würdigeren Regimente Platz machen. Ist man nur irgendwie berechtigt, etwas Derartiges zu erwarten? Wenn man solche Fragen stellen und beantworten will, gibt es nur eine Auskunftsstelle, die Geschichte. Die Geschichte zeigt mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, daß dem Katholizismus seit der Reformation eine andere Existenzform als die des kurialen Katholizismus gar nicht übrig bleibt.

Und ist dem so, so darf man die Frage aufwerfen: Ist man nur irgendwie befugt, Katholizismus und Protestantismus als zwei gleichwertige und gleichberechtigte Ausgestaltungen der christlichen Religion aufzufassen? Es bedarf gar keines Beweises; hat man nur irgend eine Ahnung davon, daß zu dem Wesen Gottes und der Religion die Geistigkeit gehöre, so lehrt die Geschichte auf das deutlichste, daß im Protestantismus eine höhere Stufe der Religion erreicht sei als im Katholizismus; die äußeren Formen, in denen die christlichen Denominationen sich darstellen, tun nichts zur Sache; es handelt sich ja um die Prinzipien. Wäre dem nicht so, man würde die immer weiter greifende Macht des Protestantismus nicht verstehen können; und mir wenigstens ist es nicht zweifelhaft, daß er dazu berufen und geschickt ist, die von Sell in seinen Schlußworten angedeutete Aufgabe zu erfüllen.

Gerhard Ficker

Ein staatlicher Versuch zur Ausrottung der Streike

Die sozialen Kämpfe der Neuzeit werden immer mehr als schwere Uebel empfunden. Nicht nur die beiden kämpfenden Parteien, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, leiden arg darunter, in fast noch höherem Grade gilt das oft von dem scheinbar unbeteiligten Dritten: dem Publikum. Insbesondere wenn sich der Arbeitskampf auf einem Gebiete abspielt, das für die öffentliche Wohlfahrt von besonderer Bedeutung ist (wie etwa im Eisenbahnbetrieb oder im Telegraphen- und Telephonwesen), wird die Allgemeinheit so arg geschädigt, daß Gesellschaft und Staat ein natürliches Interesse daran haben, die üblen Folgen so schwerer Arbeitsstreitigkeiten abzuwenden. In europäischen Staaten geht man in dieser Beziehung allerdings nur vorsichtig vor. In einigen englischen Kolonieen aber hat man weitgehende Gesetze geschaffen, um Streike und Arbeitsaussperrungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen oder sie gar zu verhindern. So hat z. B. Kanada am 1. April 1907 ein Gesetz in Kraft treten lassen, durch welches Streike und Aussperrungen auf Eisenbahnen, in Bergwerken, in Nahrungsmittelfabriken usw. -- kurz, in den Betrieben des „öffentlichen Wohles"

— bestraft werden sollen, wenn vorher kein Einigungsamt angerufen worden ist.

Am weitesten ist Neuseeland gegangen. Es hat schon im Jahre 1894 ein Einigungsgesetz geschaffen, welches Streike und Aussperrungen unmöglich machen sollte. Die Veranlassung des Gesetzes war der große Seemannsstreik des Jahres 1890, welcher der öffentlichen Meinung der Doppelinsel klar machte, welch ungeheurer Schade für die gesamte Volkswirtschaft des Landes aus der Arbeitseinstellung eines der wichtigsten Berufsgruppen erwachsen kann. Liegen doch sämtliche größeren Städte des Landes am Meere, weil sie als Hafenstädte entstanden sind. Ihre Straßen sind direkte Fortsetzungen der Kaistraßen oder führen auf diese zu. Nicht nur Handel und Verkehr, vielmehr das gesamte Wirtschaftsleben des Landes, das sich größtenteils auf Ackerbau und Viehzucht aufbaut, ist auf Ausfuhr angewiesen. Die Bevölkerung Neuseelands betrug nach der Volkszählung des Jahres 1906 (einschließlich der 47700 eingeborenen Maoris) 948649 Köpfe, die sich auf ein Gebiet von 271000 Geviertkilometern verteilen. Deutschland mit seiner Bevölkerung von 60 Millionen Menschen besitzt einen ganz genau doppelt so großen Flächenraum (542000 Geviertkilometer). Ackerbau und Viehzucht, Neuseelands Haupterwerbszweige, sind daher auf starke Ausfuhr angewiesen.

Zum Ackerbau ist Neuseeland trefflich geeignet: es liefert etwa doppelt so hohe Ernteerträgnisse wie das australische Festland. Noch bedeutender ist die Viehzucht, die ausgedehnte Bodenflächen zur Verfügung hat. Von größter Bedeutung war für diesen Erwerbszweig, der sich nicht auf die Ausfuhr von Schafwolle beschränken wollte (die allerdings noch heute einen Hauptausfuhr-Gegenstand bildet), die 1879 gemachte Entdeckung, daß man Rinder- und Schaffleisch in gefrorenem Zustand überführen und so ohne die Gefahr des Verderbens nach London verschiffen kann. Die erste Ladung gefrorenen Fleisches ging 1882 von der neuseeländischen Hafenstadt Dunedin ab. In jenem Jahre verschiffte man 1707000 Pfund Fleisch. Dann ging die Ausfuhr mit Riesenschritten vorwärts: 1893 z. B. betrug sie 1839000 Schafkörper, die durch 366 dazu eingerichtete Schiffe verfrachtet wurden. Und wenn auch den Viehzüchtern in den Kaninchen, die man trotz aller Anstrengungen und riesiger Ausgaben noch nicht hat loswerden können, eine arge Landplage erwuchs, so hat doch der Betrag des verschifften Fleisches so große Mengen erreicht, daß er durchschnittlich nicht weniger als 200 Millionen Pfund jährlich beträgt. 1903 war er sogar auf 266408800 Pfund gewachsen, die einen Wert von etwa 60 Millionen Mark verkörperten.

Es liegt auf der Hand, daß ein so wichtiger Erwerbszweig, an welchem Viehzüchter, Schlachthäuser und Rhedereien gleichmäßig beteiligt sind, aufs schwerste leiden muß, wenn einer dieser 3 Teile plötzlich seine Tätigkeit einstellt. Das war, wie gesagt, 1890 der Fall, als die Seeleute streikten. Die öffentliche Meinung begriff die ungeheure volkswirtschaftliche Gefahr, die in der Wiederholung solcher Streike liegt, fast augenblicklich. Sie ruhte nicht, bis ein Einigungsgesetz beschlossen war, das mit dem Jahre 1894 in Kraft trat. Sehr bezeichnender Weise führt es den Titel „Gesetz zur Förderung der Bildung gewerblicher Vereine und Gewerkschaften". Denn man glaubte, am sichersten zu gehen, wenn man die Bildung von Arbeiter- und Arbeitgeber-Organisationen so sehr wie möglich förderte, um den Einzelmenschen aus den Arbeitskämpfen möglichst auszuschalten und alle Entscheidungen den Entschlüssen mehrköpfiger Vertretungskörperschaften zu übertragen.

Naturgemäß sind Gewerkschaften und Arbeitgeber-Vereine durch das Gesetz zu großer Blüte gebracht worden. Noch im Jahre 1896 gab es nur eine Arbeitgeber-Organisation und 65 Gewerkschaften, 1906 waren diese Zahlen auf 133 Arbeitgeber-Vereine und 261 Gewerkschaften gestiegen. Selbst die Bedienten und Dienstmädchen haben ihren Gewerkverein. — Ueberall, wo es sich um Arbeitseinstellungen oder um Verhandlungen über Arbeitsstreitigkeiten handelt, muß dem Gesetze gemäß den Vereinen der Vorzug gegeben werden; handelt es sich um die Wahl zwischen einem organisierten und einem nicht organisierten Arbeiter, so muß gesetzlich der erstere bevorzugt werden.

Aber das Gesetz beschränkt sich selbstverständlich nicht auf diese Forderung. Es bestimmt vielmehr, daß alle Arbeitsstreitigkeiten vor ein Schiedsgericht gebracht werden müssen und daß dieses nicht nur die Machtvollkommenheit hat, den Streitfall zu entscheiden, sondern auch Strafen zu verhängen. Das Einigungsgericht muß angerufen werden, sobald das Einigungsamt als erste Instanz keine Einigung zustande gebracht hat. Das Einigungsgericht besteht aus drei Mitgliedern: dem Vorsitzenden, der vom Staate aus den richterlichen Beamten ernannt wird, und zwei Laien, den Vertretern der Arbeiter- und der Arbeitgeber-Organisationen.

Um sich über die Wirksamkeit des Einigungsgerichtes ein Urteil zu bilden, nehme man etwa die Statistik des Jahres 1906. Damals wurden nicht mehr als 263 Fälle vor das Gericht gebracht. Da verurteilte dieses z. B. einen Arbeitgeber zu einer Strafe von 40 Mark, weil er einem nicht organisierten Arbeiter den Vorzug vor einem organisierten gegeben hatte; einen anderen Arbeitgeber zu einer Strafe von 60 Mark, weil er seinen Arbeitern nicht einen Lohn gezahlt hatte, der durch das Urteil des Einigungsgerichtes als angemessen festgestellt worden war; wieder ein anderer wurde bestraft, weil er einen jungen Menschen unter 18 Jahren als Kutscher beschäftigt hatte, während die soziale Gesetzgebung Neuseelands bestimmt, daß junge Leute unter 18 Jahren überhaupt nicht gewerblich beschäftigt werden dürfen. Ein Schneider erhielt eine Strafe von 200 Mark, weil er Arbeit außerhalb der Arbeitsräume vergeben hatte — das ist in Neuseeland verboten, und man hat dadurch erreicht, daß die Schwitz-Industrie völlig ausgerottet ist. Andrerseits wieder erhielt ein Arbeiter eine Strafe von 20 Mark zudiktiert, weil er sich mit einem Lohn einverstanden erklärt hatte, der geringer war als der gerichtlich festgesetzte Mindestlohn. Ein anderer Arbeiter hatte 8 Mark Strafe zu zahlen, weil er am Sonntag gearbeitet hatte. Ein Gewerkverein wurde mit einer Strafe von 100 Mark belegt, weil er seine Mitglieder veranlaßt hatte, zu streiken.

Durch dieses Gesetz von 1894 und durch die Art seiner Anwendung ist es in Neuseeland wirklich möglich gewesen, größere Arbeitsstreitigkeiten während eines ganzen Zeitraumes von 13 Jahren völlig zu verhindern. Nicht daß man Streike und Aussperrungen ganz hätte aus der Welt schaffen können — das zuletzt angeführte Beispiel zeigt, daß doch ab und zu einmal versucht wird, zu streiken — noch weniger, daß Arbeitsstreitigkeiten etwa überhaupt nicht mehr vorkämen. Aber sie sind sehr selten geworden (eine Gesamtzahl von 263 Gerichtsfällen auf ein ganzes Jahr bei einer Bevölkerung von 900000 Weißen ist gewiß sehr gering!), und den sozialen Kämpfen ist die furchtbare Bitterkeit genommen, die sie in anderen Ländern, insbesondere in Westeuropa, kennzeichnen. Wie oft entsteht ein Kampf zwischen Arbeitern und Arbeitgebern wegen einer verhältnismäßig geringfügigen Ursache, die aber bald ganz in den Hintergrund gedrängt wird, weil die Begleiterscheinungen des Kampfes auf beiden Seiten so viel Bitterkeit geschaffen haben, daß man den Ausgangspunkt fast völlig vergessen hat. Diese übelste Seite der Arbeitsstreitigkeiten wird durch das Einigungsgesetz Neuseelands verhindert. Alle Beobachter versichern deshalb auch, daß die Arbeiter dort mit zufriedeneren Gesichtern umhergingen und daß der gute Wille, den Frieden zu erhalten, auf beiden Seiten viel größer sei als in europäischen Staaten und in Nordamerika.

Kürzlich allerdings ist das neuseeländische Einigungsgesetz auf eine scharfe Probe gestellt worden. Im Jahre 1907 ist plötzlich ein großer Streik ausgebrochen, der dem Lande mindestens dieselbe Gefahr bringen konnte wie der Streik des Jahres 1890.

Diesmal waren es die Arbeiter in den Schlachthäusern der Hafenstädte, die sich urplötzlich zum Streik entschlossen. Es gibt in Neuseeland heute 22 Schlachthäuser mit Gefriervorrichtungen. Die großen Schiffahrtslinien hängen von den Erzeugnissen dieser Anstalten als von ihrer hauptsächlichsten Fracht ab. Obwohl die Schlachthäuser nur wenige hundert Arbeiter beschäftigen, so muß doch eine Unterbrechung des gesamten Wirtschaftskreislaufes des Landes die Folge sein, sobald diese die Arbeit einstellen. Denn dann hört die Ausfuhr neuseeländischen Fleisches nach

England auf; dort kauft man alsdann statt dessen Fleisch aus Argentinien oder anderen Ländern.

Obwohl nun das Gesetz des Jahres 1894 den Streik verbietet, traten die Arbeiter der Schlachthäuser doch unvermittelt in einen solchen ein. Die Veranlassung war klar: sie erhielten zu wenig Lohn. Die Aktiengesellschaften, denen die Schlachthäuser gehören, zahlen meistens 8%, Dividende und eine Tantieme von 2%, während die Arbeiter glauben, daß ihr Lohn demgegenüber nicht hoch genug sei. Die öffentliche Meinung stand darin auf ihrer Seite. Aber statt nun den Fall vor das Einigungsamt und nötigenfalls vor das Einigungsgericht zu bringen, ließen sie sich von ausländischen (namentlich australischen) Arbeitern, die in einer Stärke von etwa 300 Köpfen nach Neuseeland gekommen waren und die von Australien her nur ein sehr unvollkommenes Einigungsgesetz kannten und daher an große Häufigkeit von Streiken gewöhnt waren, verleiten, gesetzwidrig in den Streik einzutreten.

Sie suchten dies allerdings dadurch zu verdecken, daß sie die Arbeit einzeln niederlegten, den Streik also nicht durch ihren Gewerkverein beschlossen. Auch kamen keinerlei Ruhestörungen oder Unregelmäßigkeiten vor, denn die Arbeiter blieben ruhig zu Hause oder vergnügten sich mit dem Nationalspiel, dem Cricket. Indessen ließ sich die öffentliche Meinung dadurch nicht beirren. Bei aller Sympathie für die Lohnerhöhungswünsche der Arbeiter war sie sich doch darüber klar, daß eine grobe Verletzung des Einigungsgesetzes von 1894 vorliege, welches man mit vollem Recht als ungemein wichtig betrachtet. Der stark entwickelte Rechtssinn, der den Bewohner der englischen Kolonieen ebenso auszeichnet wie den Engländer selbst, zeigte sich nun im glänzendsten Lichte, indem man einhellig die Bestrafung der streikenden Arbeiter forderte. Denn wenn auch das Gesetz bestimmt, daß kein Arbeiter bestraft werden darf, nur weil er eine bestimmte Arbeit zu übernehmen ablehnt, auch wenn die Löhne dafür im allgemeinen durch die Entscheidung des Einigungsgerichtes festgestellt sind, so bestimmt es doch gleichzeitig, daß eine gemeinsame Arbeitsniederlegung ohne Anrufung des Einigungsgerichtes mit einer Strafe bis zu 2000 Mark für den betreffenden Gewerkverein belegt werden soll; um dieses Gesetz durchführen zu können, hat man eben gleichzeitig darauf gedrungen, daß überall Gewerkvereine vorhanden sein sollen. Und das Gesetz bestimmt weiter, daß der einzelne Arbeiter im gleichen Fall mit einer Strafe bis zu 200 Mark belegt werden soll.

Tatsächlich ist auch in dem Schlächterstreik des Jahres 1907 sofort das Einigungsgericht zusammengetreten, nachdem es mit dem Arbeitsministerium Fühlung genommen hatte. Die Rechtsanwälte, welche die Arbeiter angenommen hatten, konnten sie doch vor der Bestrafung nicht schützen: der Urteilsspruch lautete auf die Hälfte des Höchstmaßes der Strafe, nämlich auf eine solche von 100 Mark für jeden Arbeiter, der in den Ausstand getreten war. Von einer Bestrafung der Schlächter-Gewerkvereine wurde Abstand genommen, weil sich nicht nachweisen ließ, daß der Streik durch die Gewerkschaften beschlossen oder begonnen war. Gerade deshalb aber wurden die einzelnen Arbeiter wohl in eine verhältnismäßig so hohe Strafe genommen.

Die öffentliche Meinung Neuseelands hat bei all ihrer Arbeiterfreundlichkeit diese scharfe Entscheidung — wie man wohl sagen muß: mit Recht — durchaus gebilligt. Ein neuer großer Streik wird sich in Neuseeland vermutlich nicht allzu bald einstellen. Ernst Schultze

---

Der Sieg der Wahrheit

Im Traum ward ich verzückt in den Kreis der Engel Gottes und hörte sie singen in vollem Chor das majestätische Lied vom Siege der Wahrheit. Mein schwaches Wort kann nur stammelnd berichten, was ich im Geiste vernommen.

Sie sangen: Höret es, Himmel und Erde, und freut euch! Die Wahrheit siegt. Kein Schwert mordet sie, kein Kerker hält sie. Sie schreitet durch Spieße und Stangen, sie ersteht aus der Asche aufs neue. Sie ist stärker als Menschenarm, denn sie hat ihre Macht von Gott, sie ist ein Teil des Höchsten selbst. Die Wahrheit siegt, denn Gott siegt.

Zwar Menschen sind stets, wie sie sind: feige und träge zur Wahrheit, erbärmliche Gegner der Wahrheit, trotzige Feinde der Wahrheit. Aber in dies feige und trotzige Menschenherz legt der Wahrhaftige den ewigen Trieb zur Wahrheit. Und kraft dieses göttlichen Triebes, der sich in den Gründen der Seele regt, unausrottbar und unüberwindbar, geht die Wahrheit aus, siegend und daß sie siege.

Deß tröstet euch, Menschenkinder, die ihr Zeugen der Wahrheit seid. Befehdet, verlästert, unterdrückt, zurückgesetzt, gewinnt ihr dennoch den Sieg. Denn die Wahrheit siegt.

Sie schwiegen. Da erhob grell und schrill der Dämon seine Stimme — seine Worte drangen ein wie ein ätzendes Gift — und sprach, auch er, vom Siege der Wahrheit.

Hört es, ihr Strebenden und Ringenden! Die Wahrheit siegt. Ja wohl! Aber wie siegt sie? Hast du aus warmem, vollem Herzen ein wahres Wort gesprochen und harrest mit suchender Seele auf ein Echo, — da kannst du lange warten, mein Sohn! Wer sollte denn auf dich hören! Wer könnte denken, daß von dir, just von dir Wahres käme! Die Satten und Trägen schweigen dich tot. Die stumpfe Masse fragt nur, zu welcher Partei du gehörst. Und Niemand vernimmt deine Wahrheit. Dies ist das erste Stadium im Siegeslauf der Wahrheit.

Das zweite ist, daß du sie zwingst, dich zu hören und daß sie nun dich und deine Sache verlachen. Eitel Hochmut ist es, ungeheuerliche Selbstüberschätzung, daß du den Menschen etwas geben willst, was sie nicht schon seit lange und viel besser besessen hätten! Dein Neues ist nicht richtig, und dein Richtiges ist nicht neu! Gottlos bist du, wenn du das Alte antastest, pietätlos, wenn du Neues suchst. Deiner Seele hoher Schwung redet dir vor, es sei ungefährlich, alte Wahrheit umzustürzen, es sei verdienstlich und pflichtgemäß, alte Autoritäten zu bezweifeln. O wie naiv, wie unschuldsvoll! Ich aber sage dir: sie werden dich schmähen und verlästern und wie einen mutwilligen Frevler aus ihrem Kreise treiben. Darum ist mein Rat: Geh vorsichtig mit der Wahrheit um, wenn dir dein guter Name lieb ist! Dies wäre dann das zweite Stadium im Siege der Wahrheit.

Das dritte ist, daß sie dich endlich beachten, und dich nun widerlegen, möglichst gelehrt und gründlich. Und, mein Freund, widerlegen ist nicht gar so schwer. Man braucht deine Gedanken nur leise umzubiegen, dich mißzuverstehen — und wie werden sie dich mißverstehen! Man wird deine kleinen Irrtümer mit großem Aufwand ans Licht ziehen, die beherrschenden Gedanken klüglich verschweigen. Und du stehst vor der Welt in deiner vollen Armseligkeit, ein trauriges Denkmal eines Ikarosfluges.

Wenn so die Wahrheit zehn Jahre verschwiegen, zehn Jahre verlacht, zehn Jahre widerlegt ist, dann — höre wohl zu — bricht das vierte Stadium an, dann kommt der große Augenblick, da deine Wahrheit siegt. Du liest in der Zeitung: Bekanntlich weiß jedes Kind, daß —; und dann folgt — deine Wahrheit. So siegt die Wahrheit. Ueber Nacht ward sie selbstverständlich! Niemals hat sie Jemand bestritten. Und — wollen wir wetten? — jetzt geht sie auf einen anderen Namen; ein Anderer wird dadurch berühmt.

Und nun schau dir sie an, wie sie jetzt aussieht, deine herrliche Wahrheit, um die du gekämpft hast, für die du gerne dein Blut gegeben hättest. Was für ein dürres, langweiliges, lendenlahmes Geschöpf ist sie jetzt geworden! Die Federn sind ihr ausgerupft, die Schwingen gelähmt. Sie, die einst so stolz und farbenglühend in die Welt hinauszog, wie struppig findest du sie wieder! Pedanten lehren sie mit saurer Miene, die Schüler lernen sie stöhnend und gähnend auswendig. Das wäre das vierte Stadium.

Und nun das fünfte und letzte, mein lieber Sohn! Jahre vergehen. Die Masse betet deine Wahrheit an. Und sie wird immer altbackener und abgestandener. Vereinzelter

Widerspruch tritt auf, wird laut und lauter. So sinkt schließlich deine Wahrheit und dein Name ins Grab. Du sperrst dich wohl krampfhaft, wenn du es kommen siehst. Aber wenn du klug bist, erkennst du's an und ersinnst etwas Neues, wenn du's noch kannst. Dann mag der Tanz von neuem beginnen. Das Ende ist dasselbe. Die Wahrheit siegt und schreitet über dich hinweg! Kennst du nicht schon jetzt Stunden des Zweifels an deiner Wahrheit? Da warst du der Wahrheit am nächsten. Das ist der Sieg, denn du hoffest, anmaßliches Werkzeug der Wahrheit!

Da ging ein Rauschen und Brausen durch die himmlischen Räume, und heller leuchtete der ewige Glanz. Und wieder sang der Engel Chor:

Die ganze Wahrheit schaun wir allein, wir Engel Gottes, in Gottes Angesicht. Euch Menschen ward nicht das ganze Licht, nur Strahlen der Wahrheit und Sehnsucht nach voller Wahrheit.

Denn wie das Licht der Sonne den Geschöpfen der Erde, so leuchtet die Wahrheit den Menschen: Alles Irdische streckt sich zum Lichte empor und keines erreicht es. Wer sie glaubt zu besitzen als sichern Besitz, ist der Wahrheit fern. Einen Bau erbaut sich der ewige Geist aus den Gedanken der Menschen; du baust ihn nicht, du bist nur ein Stein!

Darum selig ist, wer die Wahrheit sucht mit demütigem Herzen, wer nicht sich selbst will, nicht den Erfolg noch seines Namens Glanz, wer täglich den Pflug von neuem zieht, wer sich mitfreut, wenn der Andere Recht behält, wem all sein Sinnen und Denken nur ein Steinchen am großen Bau.

Ihn entmutige nicht das eigene Irren, nicht der Widerspruch der Besten samt dem Geschrei der blöden Menge. Tapferen Glaubens hoffe er, was die verklärten Geister jubelnd schauen, nicht den eigenen Sieg, aber den Sieg der Wahrheit.

Ekl

Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten

8

[Eski-Schehir, 11. Juni 1908]

Schulausflug nach Haidar Pascha. 28.—30. Mai

Für alle diese Kinder, die niemals das Meer und Gärten und Kultur noch sahen, ein Ereignis wohl fürs Leben. Es ist mir noch heute eine Genugtuung, daß ich das zu Wege gebracht habe. Ich werde diese staunenden Griechen- Armenier- Juden- Türkenkindergesichter nicht vergessen. In Haidar-Pascha wurden die Kinder in Familien verteilt: es wäre eine Schönfärberei, wollte man sagen, daß dies Herzlichkeit gewesen sei. Die Direktion wünschte das von den Beamten, und man gehorchte knicksend. Aber doch tat man dann, was man konnte. Am 28. Hinfahrt, am 30. zurück. Am Freitag 29. wurden morgens die Kinder von den Pflegeeltern gebracht, mit Zug nach Feneraki, einer herrlichen Landzunge am Bosporus. Nachmittags Dampferfahrt bis zum schwarzen Meere, Empfang im herrlichen, schattigen Park der deutschen Botschaft zu Therapia: die deutsche Schule auf deutschem Boden. Alldort großes Chokoladetrinken. Die Tische reizend mit Rosen geschmückt, Exz. Marschall und Frau von größter Herzlichkeit. Die Kinder sangen, sagten Gedichte auf. Die Chokolade hielten die meisten für Wein und konnten nichts trinken. Der Gipfelpunkt der Freude war doch das Meer. Komische Szenen sind in den Häusern passiert: einige wußten nichts mit den Betten anzufangen, scheuten sich in die weißen Linnen zu kriechen und legten sich frierend auf die Decke. Denn hier kennt man kein Bettgestell, nur Steppdecken, die nachts auf den Boden gebreitet, tags in Wandschränke gelegt werden.

Zur Begleitung fuhren in den zwei Sonderwagen nur die zwei Lehrer, die Lehrerin und ich mit. Ich hatte Sonntags ein schwindelndes Gefühl in Kopf und Magen wie nach entsetzlich würgender Seekrankheit. Der Duft dieser „Rassenkinder" in dem glühenden Wagen, die stete Unsicherheit und Verantwortung waren eine starke Zumutung auch für starke Nerven. Es ist mir denn auch rechtschaffen übel geworden und ich habe zwei Tage gebraucht, um wieder zur Besinnung zu kommen. Die Kinder erfreuten die beglückten Eltern in der Nacht nach dem Wiederfinden durch häufige geheimnisvolle Wanderungen, aber sonst ging alles ohne Unfall, zu meiner ehrlichen Erleichterung. 65 Kinder auf ihrem Ausflug drei Tage lang zu behüten — Ewwallah! —

Für Eski-Schehir war und ist dies noch Sensation. Das mörderische Abschieds- und Wiedersehensgekreisch dieser tobenden Eltern- und Verwandtenmenge gellt mir noch in den Ohren. Auf den Stationen ward vierstimmig gesungen; wir bekamen Rosen über Rosen geschenkt; Jedermann hatte seine Freude an der Schar, und ich bin mit einigem Recht stolz auf diesen Erfolg. „So Etwas ist noch nie dagewesen."

Pfingsten. 7. Juni

So festliche weihevolle Tage habe ich hier noch nie und noch selten eine so ergreifende Feier erlebt als jetzt bei der Konfirmation.

Am Samstag in der Abendstunde war Vorbereitungsfeier. Der andere Tag ging strahlend auf. Der Saal war wunderschön geschmückt, mit Tannengrün und roten Rosen. Allüberall Blumen, ein feiner Duft. Freunde von weither hatten dies gestiftet. Griechen, Armenier, Juden nahmen teil. Katholiken nahmen ehrfurchtsvoll das Abendmahl. Es herrschte eine tiefe andächtige Stille. Mich trug die Stunde über mich selbst hinaus. Noch nie fühlte ich die Herrlichkeit des Gefühls so stark, daß man Anderen etwas sein kann.

Die Kinder sind mir in jenen stillen Vorbereitungsstunden wohl freund fürs Leben geworden. Sie waren fast erwachsen, 14, 15, 16, 17, 18 und 19 Jahre; noch nie hatten sie etwas von den höchsten Fragen gehört und darum waren sie auch begierig und weich. Ich werde sie nie lassen können.

Die Erschütterung ergriff sie stark. Einige konnten vor Schluchzen nicht sprechen. Und doch war alles weit entfernt von Sentimentalität und leichter Rührung. Was eben im Hintergrund lag, war dies: Was wird aus diesen Kindern werden, hier, wo eine jede Möglichkeit der Entwicklung fehlt — und empfingen sie genug? Ich sprach über Luk. 16, 24: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu."

Alles was man sorgend schon seit Monaten auf der Seele trägt, verdichtet sich hier ungewollt zu warmem Ton. Ich empfand diese weihevolle Stunde wirklich als „Befreiung." (Niebergall.)

Nach der Feier gab ich den Kindern die schönsten Kunstwartblätter als Erinnerung; die Geleitsprüche hatten sie sich selbst gewählt. Und ein jedes bekam ein feines dünnes in Leder gebundenes Neues Testament.

Nachmittags bin ich überall in den Familien gewesen und empfand, wie uns diese Feier fürs Leben aneinanderband. Gebe Gott, daß mit den Kindern auch die Alten sich diese Erhebung behalten! — Andern Tags hatte ich dann die Familien bei mir, wohl 30 Menschen. Hier unten in der Kühle waren Tische festlich gedeckt, auch hier das freundliche Grün, die herrlichsten Blumen. Die jungen Frauen und Mädchen halfen beim Kaffee, Mutter Tadia hatte reichlich Kuchen gebacken. Nachher gabs Wein, Limonade. Es entwickelte sich ein fröhliches Treiben. Hoffentlich ist die Photographie gelungen. Ich las vor, bis in die sinkende Nacht. Wir saßen noch in der weitgeräumigen Laube, als der Mond schon silberne Lichter durch die schwarzen Rebengitter blitzte.

Diese innerliche Erfrischung ist mir blutnötig gewesen. Ich gebe mich keiner Täuschung hin: für unser Deutschtum und vielleicht auch für mich beginnt eine kritische Zeit. 7 Kinder*) sind jetzt noch im Unterricht, Konfirmanden keine. Wieder hat ein Deutsch-Schweizer Demission gegeben. Mehr und mehr versinkt unsre Kolonie in einen Dornröschenschlaf. Allerdings nicht in Rosen.

Morgen fahre ich nach Konia, um die Arbeiter und Arbeiten bei den Irrigationsanlagen zu sehen. Kein Deutscher soll darunter sein; und deutsches Kapital nährt das Unternehmen. . .

D H

*) D. h. deutsche.

Im Zuge zwischen Ilgin und Ak-Schehir, 16. Juni 1908

Ich muß mich sehr eilen, der Zug ist bald in Ak-Schehir, dort werde ich von einem deutschen Landsmann, dem Müller K erwartet. Wir fahren auf seine Mühle, 3 Stunden weit ins Tal hinein. Morgen weiter, es ist herrliches Wetter.

Wie ein Segen Gottes strömte am Samstag Abend [in Konia] nach einem furchtbaren Orkan ein herrlich köstlicher Regen nieder über das versengte, zerrissene durstige Land. Blau und unendlich dehnt sich der Himmel über das weite grüne Steppenland, weiße Schneewolken stehen leuchtend über den Gebirgen am Rand der Ebene und werfen gigantisch violette Schatten auf die Welt. Büffelherden und Hirten und alle Menschen schauen vergnügt ins Leben. Die Aussichten auf die glückliche Ernte sind 40% gestiegen.

In Konia war es unmöglich [Sonntag, den 14.] Gottesdienst zu halten. Ich bin in die Stadt gefahren, habe Besuche gemacht. Umsonst: ich fand Katholiken, Armenier, Orthodoxe, Sektenmenschen. Schließlich blieben drei Evangelische, und es fehlte der Raum.

Ich gedachte über die Arbeit zu sprechen: ihr Glück, ihr Fluch, die rechte Kritik. Qui travaille, prie — sollte Motto sein. Aber ich fand einen Menschen, der tief unglücklich war . . .

Eski-Schehir, 1. Juli 1908

Die phrygischen Felsengräber 17.—20. Juni

1. Chasli Göl Hamam

Im strömenden Regen kam gegen Mittag der Zug an. Der Salonwagen stand schon auf dem Nebengeleise. Unser Gepäck ward aus dem Postzug herübergeschafft, die paar Passagiere guckten neugierig, dann waren wir allein.

Der Stationschef war in größter Aufregung. Solche Ehre war dieser Station nie widerfahren. Er überbot sich in Unterwürfigkeit und betitulierte uns ein übers andre Mal mit Excellence Excellence vorn wie hinten, wir sehr geschmeichelt.

Der normale Reisende wird fast grob behandelt. Wer nur leise mit der Direktion zusammenhängt, bemerkt staunend eine kriecherische Dienstwilligkeit.

Am Abend besuchten wir die Felsennekropole Aiasin mit Wagen. Die grauen Felswände mit ihren Totenpforten sahen unter dem zerfetzten Regengewölk melancholisch genug aus. Eine völlige Kreuzkuppelkirche ist in den Stein gehauen. Die Uebertragung der Freibauarchitektur erstreckt sich bis auf die Dachrippen der Apsisbildung. Innen alles schwarz und kaum mehr im Dämmerlicht des Tages erkennbar. Ich kletterte mit bloßen Füßen vom Hochplateau auf die Dachkonstruktion, sah durch den Lichtschacht in die Tiefe.

2. Der Ritt nach Jasili-Kaia

Obwohl heut erst vierzehn Tage vergangen sind, liegt doch dieser Ritt wie in traumhaft schöner Ferne. Durch flaches Oedland sind wir erst gezogen, kamen in ein grünes Wiesental, zwischen Felswänden wogte junges Korn. Dann gings bergauf. Zwischen silbergrauen Blöcken wuchs karges Wachholdergrün, die Mittagsglut prallte ab an dem heißen Gestein, weißer Staub wirbelte auf. Der Weg verlor sich im Fels, die Tiere kletterten bergan, die beschlagenen Hufe klapperten auf dem Gestein, die lange Karawane klomm allmählich zur Höhe.

Und dann gings wieder in die Tiefe. Dichter und dichter wuchsen die Kiefern, hell glänzte der weiße Sand. Und die Bäume schoben sich die Berge hinauf, die Berge schlossen sich zusammen; von der Höhe herab sah man nichts als ein grünes Wogen bis hin zum Horizont: wir waren in einem Wald. In einem herrlichen prächtigen Wald.

Man glaubte es kaum. Nach der tötenden Einsamkeit der flachen endlosen Steppe war dies Rauschen der Wipfel wie eine paradoxe Ueberraschung. — Wir Deutsche müssen ja immer einen Vergleich zur Hand haben, sonst sind wir unglücklich. Diese Landschaft also glich der Sächsischen Schweiz, etwa am Prebischtor. Auch hier lugte und leuchtete das zerklüftete Felsgestein silbergrau aus dem Grün. Merkwürdig phantastisch erschien eine Gruppe kegelförmiger Felsformationen von blendendem Weiß. Es sah aus wie ein Zeltlager im Grün.

Wir haben manche Dörfer passiert, an mancher Quelle gerastet. Der Ritt ging ohne Zögern, ohne Säumen. Meist in kurzem Trab. Oft im Galopp. Wir ritten täglich 10 bis 11 Stunden. Es war heiß, aber nicht schwül. Am Himmel segelten kleine weiße Wolken. Bis in die Ferne lag alles in wunderbarer Klarheit.

Unsere Karawane war groß. Vorn der Saptieh und der Führer. An einer schwierigen Stelle geleitete uns ein Tscherkeß auf tänzelndem Pferd. Dann ich. Dann W und Frau. Dann zwei Troßknechte mit Packpferden. Der Diener zuletzt.

Die Türken und Tscherkessen in ihrer bunten Tracht. Wir hatten alle helles Gewand.

Man glaubt nicht, wie schön die Musik des Reitens ist: dieses Schnauben der Pferde und ihr Wiehern (wir hatten feurige Tiere), das Knarren des Lederzeugs, das Klirren der Ketten. In den brütenden Mittagsstunden sprach man nicht viel. Man freute sich halbträumend dieser Musik. Das geht so stundenlang. Immer das Gleiche.

Ueber alle Beschreibung gewaltig und groß waren die Denkmäler selbst.*) Riesige Felsenwände mit mächtigen Löwen zur Seiten der Grabestür. Riesige Felswände mit dekorativem Relief. Vor allem eindrucksvoll das Midasgrab.

In einem stürmischen Galopp hatten wir grade den Wald verlassen, bogen in ein stilles Tal von senkrechten Felswänden eingeschlossen. Da gingen die Pferde von selbst schon langsam.

Es war Abend. Die Sonne sandte ihren letzten goldenen Schein. Die Tiefe des Wiesengrundes lag schon im Schatten. Nur die phantastischen zerrissenen Zacken der hohen violettgrauen Steinwand erglühten rotgold. Wahrhaftige Götterthrone! Man versteht, daß die Phryger hier ihre Heiligtümer errichteten.

Es lag eine große stille Feierlichkeit in der Natur. Die weist immer zum Göttlichen.

Der Pfad bog aus dem Quertal und Kasili-Kaia lag vor uns. Wie eine Riesenburg wuchs der Fels zur Höhe; schwarzdunkel stand das zerklüftete Gestein gegen den Abendhimmel. In die Falten des Bergs schmiegten sich die Tscherkessenhäuser. Bis ins Tal hinab war das Ackerland durch gewaltige Zäune aus unbehauenen geschälten Riesentannen abgegrenzt und die Häuser muteten uns an wie Blockhütten des Urwalds. Kein Laut weit und breit.

Als ich dann allein dem Troß nachritt, flogen mir ein paar Steine um den Kopf und die Kinder riefen nur das übliche Giaur zu: mehr Tradition als Bosheit. Ich lachte ihnen zu, was alle höchlichst amüsierte.

In der Oda genossen wir die übliche Gastfreundschaft.

Die Ankunft von Franken ist natürlich die größte Sensation. Die betagten Männer und die Buben kommen gleichermaßen, machen Selam und bewundern neugierig jede Bewegung des Fremden. Ich erwerbe mir immer rasche Freundschaft durch Zeichnen. Darüber sind sie immer ganz außer sich.

Die Tscherkessen dieses Dorfes kamen vor zehn, zwölf Jahren vom Kaukasus. Sie sind adliger als die Türken. Hohe Männer waren da mit scharfen kühnen Gesichtern. Ihre Gewänder sind langgeschlossen. Um den Leib tragen sie einen Gürtel mit reichem Silberschmuck, daran Dolchmesser mit Silber beschlagen. Auf der Brust die Patronenriemen; die schwarze Lammfellmütze auf dem Kopfe. Einer trug einen breitkrempig runden Stoffhut, chinesischer Form. Die türkische Tracht ist farbig und bunt. Bei den Tscherkessen herrscht das schlichte, farblose Grau, das vornehme Schwarz, das blitzende Silber. Die Frauen trugen Röcke, waren schleierlos und huschten, bräunlich, rasch hinter die Tür.

Der Tscherkesse wird erst ganz „er selber" auf dem Pferd. Unser Saptieh war Tscherkeß. Die Liebe zu seinem Tier hat etwas Rührendes: in unbewachten Momenten schmeichelte er seinem Pferd, er rief ihm Koseworte zu, er küßte es zart auf beide Augen. Das sah ich bei den Türken nie. Nur in einem Reitervolk ist das möglich. Auf seinem hohen Bocksattel sitzt der Ritter anmutig und wie verwachsen. Ein Freund aus Jasili-Kaia gab uns das Geleit, geschmeidig und jauchzend vor

*) Vgl. Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler. Abhandlungen der Bayrischen Akademie 28. [Anm. des Briefschreibers.]

Luft, er voltigierte, er jagte vor, er jagte zurück, stand kerzengerade, das Tier tanzte — urtümliches Leben.

3. Ritt nach Deuyer

Erst ging es auf bekannten Pfaden, dann bogen wir ab. Hunderte und Aberhunderte von Holzkarren zogen an uns vorüber. Die Räder sind Holzscheiben, aus einem Stück geschnitten. Sie quietschten und schrieen, eine wahnsinnige Musik. Helle, schrille Töne, manchmal wie Glocken klingend, in Terz und Quart gestimmt, manchmal wie Gekreisch und Gelächter in quietschenden Hymnen. Das dauerte oft zehn, oft zwanzig Minuten lang, humoristisch betäubend, eine verrückte Hexensymphonie.

Die Wälder werden schamlos vernichtet. Planlos und sinnlos schlägt man die hohen Bäume. Sie versperren oft, lange vertrocknet, den Weg. Wenn das ein deutscher Forstmann sähe, blutete ihm das Herz. In zehn Jahren werden diese Berge kahl sein und öde wie die Gebirge, die die Steppe umsäumen. Und jetzt sind sie noch so herrlich und schön. In den Schluchten rauschen Bäche, sie treiben große primitive Schneidemühlen. Die befördern das Zerstörungswerk.

Es war die Zeit der blühenden Rosen. Und weiß und rosa und glutrot rankten sie sich hinauf bis in die Wipfel der dunklen Tannen.

Von entzückender Anmut ist die kleine Felsenfassade bei Bakschick. Ein grünes Tälchen wird eingeschlossen von rötlich gelbem Fels; ganz oben, zwischen Rosenhecken und Schlehdorn, thront dies graziöse Haus, — das Portal eines Hauses. Wie man es in Wirklichkeit sah, mit Terrakottaplatten fein geschmückt, so ist es hier in Gestein übertragen. Man meinte etwas vom Geist der Renaissance zu spüren nach der riesenhaften Gewaltigkeit der großen Gräber, der massig monumentalen Wucht der mächtigen roh gemeißelten Löwen.

Jede Etappe des Wegs sehe ich noch vor mir. Durch blaublühende, blauleuchtende Kornblumenfelder sind wir geritten. Dann die letzte gewaltige Höhe des Gebirgs hinauf. Ziegenherden weideten an den Hängen. Viele der Schwarzzottler standen „wie Menschen auf den Hinterfüßen", benagten das junge Laubgrün des Gesträuchs.

Bewundert habe ich die Gehsicherheit der Pferde. Wir sind gefährlich steile Saumpfade geritten. Sie gingen immer am Rand der Tiefe. Ich sahs schon bei den Maultieren der Sabinerberge.

Und dann kamen wir an freistehende Sarkophage mitten in der Waldeinsamkeit, aber in prächtigen Proportionen. Gewaltige Grabhäuser von Riesen.

Und dann zuletzt auf die höchste Höhe des Hochplateaus. Die Pferde hatten noch einmal an frischer Quelle getrunken. Die milde weiche Stimmung des späten Nachmittags kam nach dem grellen Licht.

Auf einer Waldwiese, weithin verstreut, ruhten die Trümmer einer antiken Stadt. Mauerwerk stand noch da und dort, schön behauene Quadern, ein fast 20 m langes Staubecken der byzantinischen Zeit.

Die kurze Rast auf dieser stillen Höhe, die frische, klare Luft, die weite Fernsicht über die Wälder in Schluchten und auf die Bergeshöhen, das kann ich nicht schildern. Das bleibt unvergessen. —

Im Dunkel der Nacht kamen wir in die Ebene. Gespenstisch noch einmal ein Löwengrab in fahlgelbem Leuchten. Die Pferde gingen im Schritt, eins hinter dem andern; sie stolperten totmüde. Ich mußte stetig die Peitsche gebrauchen. Endlich glühte ein Lämpchen auf. Nach elfstündigem Ritt erreichten wir die Station.

4. Aizanoi

Un voyageur doit se garder de l'enthousiasme, s'il en a, et surtout s'il n'en a pas. Moltke hat sehr recht. Schrieb ich schon zu viel von der Landschaft und zuviel von der Kunst?

Alles Wissenschaftliche laß ich hier bei Seite. Das ist schon gebucht. Von der künstlerischen Bereicherung, von der reichen Schönheit und Eigenart des Landes könnte ich noch viel erzählen.

Von Kutahaia nach Aizanoi fährt man acht Stunden. Acht lange, stumpfsinnige Stunden auf der Landstraße, durch die öde, kaum terrainabgestufte Steppe. Ein paar kahle Berge überquert man. Sonst wird gedöst, gedufelt, geschlafen, und Unsinn getrieben, besonders nach strapaziöser Tour.

Wir hatten 2 Wagen, überdeckte Seile. Wir lagen lang ausgestreckt. Man mußte verträglich sein. Aber dann hatte man es auch gut und bequem. Das Gefährt ist ja zehnmal angenehmer als der Landauer, wo man gequetscht die Knie krümmt und keine „Chesefreiheit" hat.

Von dem Zeustempel werdet Ihr irgend ein Bild bekommen. Er liegt auf einer Anhöhe vor dem Dorf in der friedlichen Landschaft. Es war der erste [griechische] Tempel, den ich sah. W sah deren viele, er kennt ganz Griechenland: aber sein Entzücken war nicht minder groß als das meine. Ist das unerlaubter enthousiasme? Oder ist es nicht Stumpfheit und Stumpfsinn, wenn man vor der feinen und wundervollen Schöpfung künstlerischen Empfindens nur zu nörgeln oder zum Skat zu eilen weiß?

Aber ich will meine Meinung für mich behalten. Nur soviel: Schlank und frisch steigen die Marmorsäulen auf, die eine Seite ist völlig erhalten. Ein ganz einzig schöner Vorbau zeigt noch die antike Gestalt in reinster Form, wie sonst wenige Tempel, und die Cella wird getragen von einem Tonnengewölbe, das in der regelmäßigen Schichtung der Quadern parallel zur Längsachse ein unerhörtes technisches Meisterwerk ist. Der Bau ist noch viel zu wenig bekannt.

Wir sahen ihn im Abendgold und in der Morgensonne. Wann war er schöner? Ein pulsierendes Leben wogt in diesem starren Rhythmus wohlerwogener Proportionen. Der Bau ist von einer großen Anmut und doch von einer elastischen Kraft. Das könnte als Phrase erscheinen. Aber man muß ein vollendet künstlerisches Bauwerk sehen und verstehen — dann weiß man, daß darin gebändigtes Leben steckt, dessen Kräftespiel noch wirksam ist. Nicht umsonst nennt man den gothischen Dom „gefrorene Scholastik".

Die Hauptarbeit in Aizanoi bot das Höhlenheiligtum der Kybele. Draußen vor dem Tempel in einem Talbach. Hier findet man keine künstlerische Reize. Das waren lediglich Fragen der Altertumskunde. Wir fanden Nischen in dem Tuffelsen für die alten Gottesbilder, einen Felsenthron für „unsichtbare Götter", oben auf der Höhe Opferheiligtümer aus gewaltigen Quadern ringförmig aufgeschichtet.

Unweit dann überspannt eine mächtige leicht im Grundriß geschwungene Römerbrücke Bach und Tal.

Um 1 Uhr gingen wir müde in der Glut zurück.

Eine volkreiche blühende Stadt muß Aizanoi gewesen sein. Heute ein elendes Dorf, Getreidefelder um diese edlen Bauwerke. Kann man sich den Hellenen als Bauern denken?

Und das alte Griechentum wird hier wirklich wach. Man empfindet es blutvoller als in den Schemen der Dichtung. Die ganze Melancholie der Trümmer und der versunkenen Pracht versteht man hier. Wie unsere Romantiker. Und man braucht kein schwärmender Schöngeist zu sein, um Trauer über diese vergangene Welt zu spüren.

Es ist eine andere „Welt", das Griechentum. Ganz spontan wird einem diese hundertmal geahnte und empfundene und intellektuell „bewiesene" These zur überwältigenden harten Realität.

Man muß im Theater von Aizanoi stehen, um das am eigenen Ich zu „erleben."

Im alten Stadion wogt ein Kornfeld. Die Bühnenwand ist gebrochen, aber noch bildet die Nischenreihe eine feste Wand. Die Fenster der Seiten sind in sich zusammengestürzt; ein Architrav hängt schief in schwindelnder Kappheit.

Von der Skene hat man den Blick nach dem Tempel; unsern in grader Axe der Bahn, ruht er still auf dem Hügel, auf der Akropolis.

Im Theater innen ist man weltabgeschieden. Man sah keinen Menschen, man hörte keinen Laut. Ueber dem Trümmerrund, über dem grauen Gestein blaute der strahlende Himmel; unten im Rund wuchs Gras. Und im Gras weidet ein Esel. Kennt ihr sein sehnsüchtiges schluchzendes Geschrei? Ein merkwürdiges Viech.

Die Sitzreihen der Zuschauer sind noch schön erhalten.

Ueber der Skene blüht der wuchernde Hollunder. Die profilierten Gebälkstücke und Skulpturen liegen wirr im Chaos übereinander. Hohe goldgelbe leuchtende Königskerzen strahlen zwischen Gestrüpp und Gestein.

Es war märchenstill im Sonnenschein. Wir saßen verstreut auf den Stufen. So ward erst des Theaters Größe kund.

Und die Stunde verrann. Die Schatten wurden länger: was ist unser Leben? ein Spiel, ein Traum? —

Häusliches

Und nun noch allerlei Häusliches. Abraham hat seine Rebekka geheiratet. Er ist mit in Konia gewesen, kam vor mir zurück. Als ich hier ins Haus trat, ward ich von Beiden begrüßt.

Bis jetzt läßt sich der Haushalt gut an. Rebekka sieht sauber und gut aus. Ist etwa 18 jährig, von der orientalischen Dunkelheit der Augen und Haare. Beide tun alles Mögliche. Heute haben wir „Wäsche" gehabt. Eine Armenierin kriegt 5 Piaster für einen Tag (90 Pfg.). Mit Rebekka zusammen wirkt sie hinten in der Waschküche: ein Kessel über Holzfeuer, ein Trog, ein paar Schüsseln. Die Hausanlage — alles wie geschaffen für mich. Ich habe auch öfters abends zu Haus gegessen und fühle mich sehr wohl dabei. Rebekka ist stolz, wenn ich sie lobe und erwartet immer mit Bangen mein Urteil.

Mein Garten ist meine ganze Freude. Alles ist über und über grün. Selbst in der Mittagshitze Schatten. Die Reben blühen und duften süß. Die Weichselkirschen glühen rot aus dem Laub. Die Aeste hängen über und über voll. In der Laube wird der Tisch gedeckt, blendend weiß und mit allen Schikanen. Abraham muß servieren, wie in der Gesellschaft. Ich selber mache ein wenig Toilette und fühle mich einsam ganz ungemein froh. Du glaubst nicht, wie dieses Stückchen eigen Land erquickt und erfreut.

Ich wünschte Euch alle hier zu Gast.

Noch ein Pröbchen zur Volkskunde: den Güterzug nennen sie hamal = Lastträger (männlich, persönlich)!

Verschiedenes

Geschichte der Indischen Literatur. Von Dr. M. Winternitz. Erster Band. Leipzig, C. F. Amelang 1908. Gebunden 8,50 Mk. (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band 9.)

Wieder bietet sich dem Theologen, der seinen Blick für religionsgeschichtliche Zusammenhänge schärfen möchte, ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dar. Zwar ist die Geschichte der indischen Literatur kein unbearbeitetes Feld. Der Verfasser dieses Werkes zählt selbst (S. IX) die bedeutendsten seiner Vorgänger auf. Aber nicht nur gilt für die Erforschung der indischen Welt noch immer sehr nachdrücklich das alte Dies diem docet, sondern es kommt hier auch ganz besonders auf die Gabe der Darstellung an. Der frühverstorbene H. C. Warren meinte in der Einführung zu seinem Buddhism in Translations: die Sanskritliteratur sei ein Chaos; über fast jeder ihrer Schriften liege eine nebelhafte Unbestimmtheit, und er habe eine wahre Befriedigung gespürt, als er nach langer Beschäftigung mit dem Schrifttum des Sanskrit sich zuletzt den viel klarer umrissenen Pali-Schriften zugewandt habe. Nun, ich meine, jeder Gebildete, der ohne fachmännisches Studium der altindischen Literatur seine Aufmerksamkeit schenkt, wird deren chaotische Art wohl noch in höherem Grade empfinden. Jenes Verschwimmen in der Phantasie, das so charakteristisch ist für das ganze indische Leben, macht sich eben auch sehr empfindlich in der Literatur geltend. Keine zeitliche Fixierung; unsicher wogende Vorstellungen; eine unübersehliche Masse von Schriften, und die einzelnen oft endlos fortgesponnen; der Inhalt vielfach vag und wie zwischen den Fingern zerfließend. Da muß man in der Tat dankbar sein, in dem Winternitzschen Buche einen Führer durch diese dunklen Gebiete zu finden, der Halt und Ordnung dahinein bringt. Klarheit und Faßlichkeit ist überall ein hervorstechender Zug des Buches, daneben aber auch Gründlichkeit, welche den Leser so tief hineinblicken läßt in jene Literatur, wie ohne Beherrschung der Ursprache überhaupt möglich ist. Fachkenntnisse werden gar nicht vorausgesetzt. Der vorliegende erste Band reicht von der ältesten Zeit bis zur Grenze der buddhistischen Epoche, wo festere geschichtliche Datierung einsetzt. Von da an soll ein zweiter Band die Entwicklung dann zu Ende führen. Hier werden wir also zunächst in jene Riesenschöpfungen altindischen Denkens und Phantasierens eingeführt, auf denen noch heute Indiens geistiges Leben größtenteils fußt, in den Veda, das Mahâbhârata, das Râmâyana und die Purânas. Vorauf geht (S. 1—46) eine Einleitung, welche Umfang und Bedeutung der indischen Literatur, die Anfänge ihres Studiums in Europa, ihre Chronologie, ihre Schrift und Ueberlieferung und endlich die indischen Sprachen in ihrem Verhältnis zur Literatur behandelt. Dem Veda sind dann 210 Seiten gewidmet, dem Mahâbhârata 140 Seiten, dem Râmâyana beinahe 40 und den Purânas etwas über 40 Seiten. Eine so ausgedehnte Besprechung besonders des Veda und des Mahâbhârata schließt natürlich zahlreiche Uebersetzungen charakteristischer Stellen ein, welche meist vom Verfasser selbst neu hergestellt sind. Von dem Kern des Mahâbhârata (Erzählung vom Kampfe der Kauravas und Pândavas) wird außerdem ein kurzer, aber getreu dem Text folgender Auszug gegeben (S. 275—319). Ueberhaupt treten wir fast Seite für Seite in unmittelbare Berührung mit den Texten selbst, werden aber zugleich so geschickt geführt, daß nur das Wesentliche ins Auge fällt und das Interesse nicht an dem Uferlosen jener alten Dichtungen erlahmt. Die Urteile über so manche unentschiedenen Probleme bewegen sich immer in einer umsichtig abwägenden Mitte. Was der Fachmann dazu sagen würde, weiß ich nicht. Aber mein Eindruck war, daß überall jene aus Sachkunde und reifer Ueberlegung hervorgehende Mäßigung waltet, welche gerade vor den Ohren eines weiteren Publikums so notwendig ist. Das Buch hat mich ungemein gefesselt, belehrt und bereichert. Verglichen mit dem ähnlichen neueren Werke „Literatur des Alten Indiens" von H. Oldenberg (Stuttgart, J. G. Cotta 1903. 5, gebunden 6,80 Mk.) ist es bedeutend eingehender, scheint mir auch farbenfrischer und behandelt die Stoffe nicht so sehr nur unter ästhetischem Gesichtspunkte. Uebrigens würden beide Bücher sich in Vielem gut ergänzen. — Einige kleine Bemerkungen seien mir zum Schluß gestattet. Das Anfangsjahr der Reise des chinesischen Pilgers Hiuen-Tsiang (richtiger Hsüen-Tschuang oder Yüen-Tschuang) ist nicht 630 (wie S. 27 angegeben) sondern 629. Er brach nach der Angabe seiner Biographie im dritten Jahr und achten Monat der Periode Chêng Kwan auf. Das muß im September oder Oktober 629 gewesen sein; Beal ist im Irrtum, wenn er (The Life of Hiuen-Tsiang S. 11, worauf Winternitz sich wohl gründet) 630 dafür einsetzt. Vgl. auch V. C. Smith bei T. Watters, On Yuan Chwang's Travels in India, vol. II S. 330. — Ob es richtig ist, daß die chinesischen Pilger über Mantratexte nichts verlauten lassen (so S. 482), ist mir nicht ganz sicher. Zwar das Wort kommt, soviel ich sehe, nicht vor. Aber eine Stelle in Si-yu-ki wie die bei Beal I S. 120 (Watters I S. 225) scheint doch schon auf Mantrapraxis zu deuten („sie beschäftigten sich mit der Aneignung magischer Formeln"). — Hätte in dem Kapitel „Die Anfänge des Studiums der indischen Literatur in Europa" der Name William Carey nicht erwähnt werden sollen?

Heinrich Hackmann

Die Religion der Batak. Ein Paradigma für animistische Religionen des Indischen Archipels. Von Lic. Joh. Warneck. Mit vier Abbildungen. (Religions-Urkunden der Völker, herausgegeben von Julius Boehmer, Abteilung IV, Band 1.) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1909. VI und 136 S. 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Das Buch bildet einen Bestandteil eines größeren Sammelwerks „Religions-Urkunden der Völker", dessen Erscheinen angekündigt wird, über dessen Wert aber das Urteil zurückzuhalten ist, bis die Veröffentlichung weiter gediehen sein wird. Was indessen bisher als Angeld und Erstling dargeboten wird, ist an und für sich eine viel versprechende, dankbar zu bewillkommnende Gabe. In dem Maße, als die religionsgeschichtliche Forschung mit oft noch jugendlich ungestümen Bewegungen fortschreitet, steigert sich ja notwendig das Interesse für das Kultuswesen und die Glaubensvorstellungen der Naturvölker. Man braucht bloß einmal das faszinierend geschriebene Werk Frazers „The golden bough" durchzulesen oder auf die „Mithrasliturgie" des zu früh verstorbenen Heidelberger Philologen Dieterich einen Blick zu werfen — an Wundts „Völkerpsychologie" wird man angesichts der Wendung, die der dritte Band nimmt, nicht exemplifizieren dürfen —, um gewahr zu werden, welche inhaltsschweren Konsequenzen heutzutage aus dem Studium der Primitiven für das Verständnis und die Deutung höherer und höchster Religionen mit Recht oder Unrecht abgeleitet werden. Nun mangelt es in Deutschland gewiß nicht an großartigen Gesamtübersichten über Glauben und Sitte der Naturvölker. Noch immer greifen beispielsweise selbst englische Forscher, die doch über ein viel reicheres Material verfügen als wir, gern zurück auf unser allmählich alt und ehrwürdig gewordenes standard work, die „Anthropologie" von Waitz-Gerland, von neueren Publikationen nicht zu reden. Woran aber bis zur Stunde kein Ueberfluß ist, sind gute, lautere Quellenschriften, sind zuverlässige, mit kritischer Vorsicht und ohne Voreingenommenheit irgend welcher Art geschriebene Monographien über die Primitiven. Nach wie vor wird wohl geklagt, daß viele Berichterstatter, Globetrotter, Missionare und selbst Forschungsreisende der Gefahr nur schwer widerstehen, in das Bewußtsein der Naturvölker, je nach dem Standpunkt, den sie selbst einnehmen, bald zu viel, bald zu wenig hineinzuschauen. Darum kommt ein Buch wie das von Warneck zur rechten Zeit. Zwar sind die Batak ein relativ hoch entwickelter Stamm; sie haben Einflüsse seitens des Hinduismus erfahren, und die Darstellung ihrer Religion wird in der Sammlung ergänzt werden müssen durch Paradigmata aus dem Bereich anderer Völker, die, wie etwa die Australier, in höherem Maß für sich den Vorzug der „Unberührtheit" in Anspruch nehmen dürfen. Aber als ein beachtenswerter Typus von „Primitiven" können die Batak immerhin gelten. Und dann vor allem: der Autor hat es sich angelegen sein lassen, mit strenger Objektivität, möglichst ohne Eintragung dogmatischer Vorurteile, auf Grund von „Urkunden", das heißt, von zahlreichen mitgeteilten „Aufzeichnungen zuverlässiger Eingeborenen" ein treues anschauliches Bild des Glaubenswesens

innerhalb eines Naturvolkes zu entwerfen. Solche Schriften braucht die Religionswissenschaft der Gegenwart, ob sie sich nun speziell zur Religionsgeschichte oder zur Religionspsychologie differenziere.

E W Mayer

Kleine Mitteilungen. Dies Ostern*) findet uns noch im Banne ernster politischer Sorgen. Zwar die Kriegsgefahr ist vorüber, aber die Aufgabe unsrer Finanzreform blieb ungelöst. Dieser Aufgabe gegenüber rührt sich doch das patriotische Gewissen hier und da ein wenig lebendiger. Fast möchte man wünschen, daß die Not riesengroß würde, damit doch endlich erwachen, die noch schlafen. Auch mit dem Gange der auswärtigen Politik dürfen wir uns trotz der friedlichen Wendung, die auf einmal dawar, nicht leichtsinnig zufrieden geben. Weshalb war sie „auf einmal" da? Und ist das wirklich ein Zustand, der „Friede" genannt werden kann, in den wir damit eingetreten sind? Wir Deutschen lassen uns gerne regieren. Ja werden wir denn regiert? Heißt das von einer Regierung, schon etwas können und leisten im Dienst der Völkerpolitik, wenn man ein starkes Heer hat? und wenn man einem Bundesgenossen Treue hält? Die Meisterleistung setzt doch erst da ein, wo diese Tatsachen mit ihrer realen Wirkung nicht mehr ausreichen. Und wenn die Novemberereignisse uns wohl aus unsrer Ruhe aufrütteln konnten, was haben wir inzwischen erlebt, das uns ernstlich beruhigen könnte? Nur, daß es nicht mehr die Gefahr kaiserlicher Unberechenbarkeit ist, die uns jetzt quält, sondern die herzlich unproduktive Politik des Reichskanzlers. Gewiß, unsre Nachbarn sind nicht so leicht zu haben. Der Paroxysmus, der jüngst über das britische Volk gekommen ist, lehrte nur allzu deutlich, wie wenig man auch bei dieser hochbegabten Nation auf ein gesundes Gesamtempfinden rechnen kann. Aber sieht man denn irgendwo ein Zeichen, daß unsre Politik mit weiser Voraussicht sich auf diesen wichtigen Nachbar eingerichtet, sich seiner Art sieghaft bemächtigt hätte? Um die Abrüstungsfrage wird man nicht herumkommen; und so gut die beiden Staaten in der jetzt gegebenen Zahl von Dreadnoughts usw. um das Gleichgewicht ringen, muß es möglich sein, dies Gleichgewicht auf einem Niveau der beiderseitigen Leistungen herzustellen, das die Völker minder belastet. Wohl gemerkt: es muß möglich sein, es muß als Aufgabe ergriffen werden, es muß Gegenstand der diplomatischen Kunst und der gewissenhaften Arbeit sein. Wozu ist denn eine Staatskunst da, als dazu, daß sie rechtzeitig solchen Entwickelungen vorbaut, weitschauend solche Konstellationen bewältigt? Die Opfer einer starken Kräfteentfaltung bringt das Volk nolens volens; die richtige Einstellung dieser Kräfte, ihre Schonung und Belohnung ist Beruf der Führenden. Besäßen wir eine Diplomatie, die Werte schüfe, Vertrauen und Achtung erzeugte, so würde die ultima ratio des Appells an das Schwert nicht diese Rolle spielen. Aber was wir an Vertrauen auf dem letzten Haager Kongreß (trotz aller Liebenswürdigkeit des Herrn von Marschall: er war nicht allein dort!) verwirtschaftet haben, das haben wir durch unsre „feste Haltung" in der Orientkrise nicht zurückerobert. Geistreiche Reden des Reichskanzlers — und die letzten Reden waren nicht einmal so geistreich — können uns die unbehagliche Einsicht nicht aus der Seele täuschen, daß wir nach außen so wenig regiert werden wie nach innen. Müssen wir dennoch den Fürsten Bülow behalten und halten, weil wir keinen Besseren haben, so macht das einen furchtbaren Mangel an tüchtigen Kräften in den leitenden Kreisen unsrer Nation offenbar.

Was aber geht uns in der Christlichen Welt das an? Es gilt immer wieder den Finger zu legen auf die Wunde, damit sie schmerze und das Verlangen nach Heilung erwache. Es gilt das Gewissen der Staatsbürger zu wecken, damit sie ihre Pflicht besser tun. Die politische Verantwortlichkeit eines Jeden ist nur ein Stück seiner sittlichen Verantwortlichkeit überhaupt. (Damit befinden wir uns freilich im starken Widerspruch zur oldenburgischen Regierung, die soeben einen freisinnigen Seminaroberlehrer, einen nationalliberalen Regierungsassessor und einen agrarischen Pastor höchst unparteiisch und objektiv, aber mithin höchst prinzipiell, bedeutet hat, sich vom politischen Leben zurückzuziehen.) Die politische Pflicht jedes Einzelnen muß auch von der Kirche, wenn sie etwas taugt, unermüdlich in die Volksseele hinein gelehrt und gepredigt werden. Oder will man durchaus warten, bis Gott die Erziehung unsers Volks wieder einmal ganz unmittelbar in die Hand nimmt und durch Katastrophen zu uns redet?

Das sagen wir nicht im Dienst und Sinn einer Sonderpartei. Und so eignen wir uns die Worte an, mit denen, auch von der Kreuzzeitung beifällig zitiert, die konservative Partei im Königreich Sachsen in ihrer amtlichen Korrespondenz mahnt und Weg weist: „Jeder gute Deutsche hat die Stellung einzunehmen, die er vor Gott und seinem ureigensten Innern verantworten kann, damit er später stolz und hocherhobenen Hauptes von sich sagen kann, er habe seinem Vaterlande in der Stunde der Not rückhaltlos nach seiner ehrlichen besten Ueberzeugung zur Seite gestanden."

Die Finanzreform ist jetzt das Nächste, Unerläßliche, das geleistet werden muß. Darnach gilt es das Höhere, daß wir in ein organisches Verhältnis zu den europäisch-amerikanischen Kulturstaaten kommen, in ein solches, das zufällige und notwendige Reibungen ohne Haß und Bruch überwinden hilft. Es genügt nicht, daß im entscheidenden Augenblick jeder Staat sich scheut, die Verantwortung für den Krieg zu übernehmen; sondern das Gefühl muß durchdringen, daß diese Staaten allesamt Glieder Eines Körpers sind. Auf dieser ideellen und praktischen Grundlage allein werden die Kräfte frei zu den gewaltigen Aufgaben, wie Rohrbach sie Nr. 16f. uns zeigte.

*) Geschrieben am zweiten Ostertage.

Das internationale Gewissen muß so lebendig sein wie das nationale. Auch im Kirchlichen und Religiösen müssen wir bei aller Wahrung unsrer Eigenart über die Schlagbäume hinüberschauen und Kenntnis und Verständnis austauschen. Der Internationale Kongreß, der 1910 in Berlin stattfinden soll (vgl. Nr. 12, 13, 15) wird dazu helfen. Zwar steht er im Dienst einer bestimmten Richtung. Aber wie wir Weltkongresse für Heidenmission, Jünglingssache usw. schon gehabt haben, warum nicht auch einmal für religiösen Idealismus? Gerade auf deutschem Boden! Ist doch, was wir auf Erden an Freiheit und Fortschritt gedeihen sehen in den Kirchen und in religiösen Wirkungen darübec hinaus, nicht zum wenigsten mit ausgegangen oder befruchtet gerade von unserm „deutschen Idealismus." Und so erfüllt es uns mit Genugtuung, daß das Gelingen dieses Kongresses in Berlin nun mehr gesichert ist. Er wird den Namen tragen: Internationaler oder Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt und voraussichtlich Ende Juni nächsten Jahres tagen. Das Programm wird im Juli d. J. festgestellt werden.

Welch ein Ereignis auch der Religionsgeschichte ist andauernd das Drama in der Türkei! Wie stark hat sich schon in den letzten Monaten das Bild verändert, das wir vom Islam hatten! Welche Ueberraschungen werden wir noch erleben?

Der Aufsatz von Häring in dieser und nächster Nummer hat schon einmal in der Deutschen Reichspost gestanden, in Nr. 1 d. J.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussions-Abend. Donnerstag 13. Mai 8 Uhr in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Gibt es ein persönliches Leben nach dem Tode? Kramm.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 7. Mai 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Protestantische Wertung der Bibel.

VII. Instruktionskursus für evang. Kirchenbau

auf Veranlassung des Kgl. Konsistoriums der Rheinprovinz
am **11.** und **12. Mai** im Gemeindehaus in **Kreuznach**

Vortragende: Prof. Carl Clemen, und Prof. Paul Clemen-Bonn, Reg.-Baumeister Senz-Coblenz. Die Vorträge beginnen am 11. um 3 Uhr Nachm. und am 12. um 9 Uhr Vorm. und sind für Geistliche, Presbyter, Architekten und alle sonstigen Freunde des evang. Kirchenbaus unentgeltlich zugänglich. Nähere Auskunft erteilt jeder der Vortragenden.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Soeben ist bei uns erschienen und in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht zu haben:

Gott und die Seele

Ein Versuch über die Grundlagen der Religion

von **R. A. Armstrong**

Nach der 4. engl. Ausgabe übersetzt von Alma Titius

159 Seiten 8°, fein kartonn. 2 Mk.

In diesem Beitrage zum Problem „Glauben und Wissen" werden religiös sehr fruchtbare Gedankengänge vom Verfasser klar, „überzeugend, ja eindringlich vorgetragen. Daß das Kernfragen sind, die uns Alle heute beschäftigen, mögen einige Seitenüberschriften zeigen: Grenzen des Wissens. — Was ist Ursache? — Konflikt zwischen Religion und Naturwissenschaft. — Das Werden der Welten. — Der erste Anfang. — Glückseligkeit und Sittlichkeit. — Was ist das Böse? — Wesen der Mystik. — Die Bibel alleiniger Grund des Glaubens? — Die Macht Jesu.

Prof. D. A. Titius sagt in seinem Geleitwort, daß Armstrongs „Gott und die Seele" „solchen diene, deren Vertrauen zum kirchlichen Christentum erschüttert oder verloren gegangen sei."

Gesucht

für **Meran** Tirol ein evang. Theologe oder Philologe als **Lehrer** und **Erzieher** für 3 Knaben, von denen 2 die erste Klasse Gymnasium und einer die Volksschule besucht.

Salair Mk. 1200 pro Jahr, Reise und alles frei. Eintritt schnellst möglich.

Adresse unter Chiff. 906 an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Sanatorium Tannerhof

800 Mtr. Ländl. Erholungsst., famil. Charakt., vorw. veget. Küche, physikal. diätet. Behandl., Lufthütten, Bergsteigen im Luftbad, Alm 1200 m. Helferinnensystem, kein Trinkg. Wintersport. Prosp. Dr. v. Mengershausen.

Bayrisch Zell

Die diesjährige Zusammenkunft

der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Freitag den 4. Juni Vormittag 9 Uhr im **Anschluß an den Evangelisch-Sozialen Kongreß in Heilbronn** a. N. stattfinden. Lokal: Harmonie.

Referent Pfarrer **Paul Jäger-Karlsruhe**:

„Religiöse Gewißheit."

Das Komitee. Für Baden: Geh. K.-Rat Professor D Troeltsch-Heidelberg und Dekan Specht in Zell i. W. — Für Bayern: Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg — Für Elsaß: Professor D. Smend in Straßburg und Pfarrer Scheer in Mülhausen — Für Hessen: Professor D. Eck in Gießen und Pfarrer D. Guyot in Heppenheim — Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Buch am Irchel — Für Württemberg: Professor D. Müller in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Versammlungskalender

11.—12. Mai Konferenz ev. Geistlicher und Gemeindeglieder Diez a. d. Lahn
1.— 3. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Heilbronn
4. „ Freunde der Christlichen Welt Heilbronn
1.— 3. „ Eisenacher Bund Cassel
14.—16. „ Konferenz der deutschen evangelischen Rettungshausverbände und Erziehungsvereine Düsseldorf
4.—17. August Ferienkurse Jena
4.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 15. Aus der protestantischen Landeskirche in Bayern rechts des Rheins. Zweites Stück — Verschiedenes

Nr. 16. Urteil des Kammergerichts in Sachen des Religionsunterrichts der Freireligiösen in Nassau — Ostpreußen. Jahresbericht. Erstes Stück — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung

Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 16. Kirchenpolitisches aus Schleswig-Holstein — Gustav Werner — Aus Preußen: Die Generalsynode; Landeskirchlicher sozialer Kursus: Das Kultusministerium — Aus anderen deutschen Landeskirchen: In Württemberg; Aus Baden — Mancherlei

Nr. 17. Der politische Liberalismus und die Religion — Die „Pariser Basis" — Der I. Katholikentag im Ermland — Aus Preußen: Positive Union; Aus der Predigt des Generalsuperintendenten D. Kaftan — Mancherlei

Junge Mädchen oder **Damen**, welche die Kölner höheren Lehranstalten oder das Konversatorium besuchen, oder zu sonstiger Ausbildung Aufenthalt in Köln nehmen wollen, finden vorzügliche Pension und behagliches Familienleben bei **Frau Professor Dr. Huebner, Köln-Klettenberg**, Petersbergstraße 84. Vorzügliche Referenzen stehen zur Verfügung.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Florenz Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten"
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**
Vorzügliche Referenzen.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Adolf Schustermann
Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast
Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.
Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.
Prospekte gratis.

Kunstwart
Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr
Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt
will die Freude am Schönen im deutschen Volke wecken und pflegen und ein Führer durch das Chaos literarischer Produktion sein. Eckart will aus der unübersehbaren Masse das suchen helfen, was im Schatze deutschen Schrifttums zu **bleiben** verdient.

Besonderen Wert legt die Zeitschrift auf die kritische Abteilung und die Handreichuugen für den Volksbibliothekar. Ständige Mitarbeiter sind die ersten deutschen Schriftsteller. Außer den Leitaufsätzen werden geboten: Lesefrüchte, Kritischer Teil, Bibliotheksnachrichten, Mitteilungen. Jedes Heft enthält mindestens 64 Seiten Text.

Die Monatschrift kostet nur 1 Mark im Vierteljahr. Probenummern durch den Verlag: Schriftenvertriebsanstalt, Berlin, SW. 13.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Jung's alkoholfreie Weine
Auf allen beschickten Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiiert
D. R. P. und Auslandspatente
Keine unvergorenen süssen Traubensäfte, sondern vergorene Traubenweine, denen der Alkohol entzogen und das natürliche Weinaroma erhalten ist. Sie bieten daher vollen Weingenuss ohne die schädliche Nebenwirkung des Alkohols.
Ein Lieblingsgetränk für jeden Weinkenner wegen des hervorragenden Wohlgeschmacks.
Als Kurmittel von Aerzten mit Vorliebe verordnet für Kranke und Rekonvaleszenten wegen der grossen Bekömmlichkeit.
Ein ideales Genussmittel für jede Familie spez. auch für Kinder.
Alleiniger Hersteller:
Carl Jung, Lorch i. Rhg., Weingutsbesitzer
Aelteste und grösste Kellerei vergorener alkoholfreier Weine
Zweigniederlassungen:
St. Margrethen (Schweiz) — Bregenz (Oesterreich)
Man verlange Preislisten und Anerkennungsschreiben C. W.

Emser Wasser
Kränchen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg